

MELATI VON JAVA

Aus dem Bestand der österreichischen
Nationalbibliothek

Die Amerikanerin

Verlagsbuchhandlung "Styria"
Graz

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

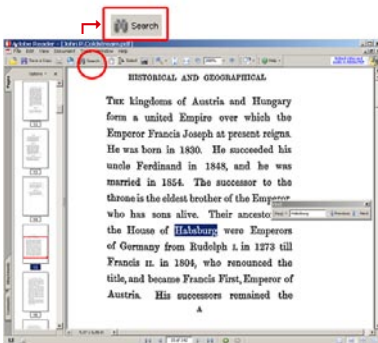
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the "Select Tool" in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the "Snapshot Tool" from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

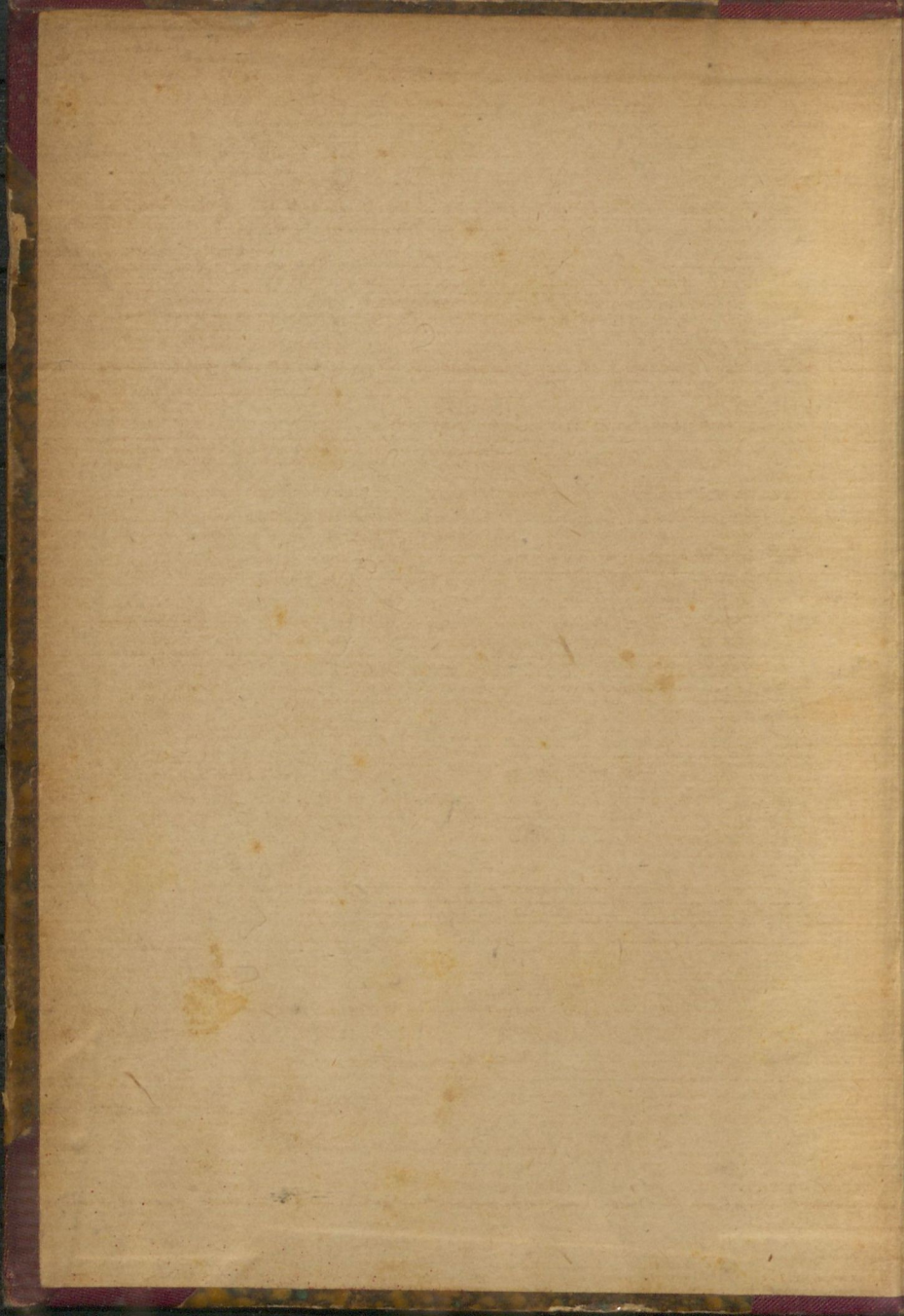
More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

KAIS. KÖN. BIBL.

BIBLIOTHEK

422.177-A



ÖNB



+Z238366702

VOLKSBÜCHEREI



Mr. 194/196 **Die
Amerikanerin**

60 Heller
= 60 Pfennig

Roman

von

Melati von Java.

VERLAGSBUCHHANDLUNG „STYRIA“

Preis in Leinwand gebunden mit Rotschnitt K 1'10 = M 1'10.

Neue illustrierte Jugendbücherei.

Zur Kennzeichnung dieser neuen „Jugendbücherei“ sei kurz angeführt:

Der Inhalt soll den Forderungen der meisten Jugendschriften-Kommissionen möglichst nachkommen. Die Form soll eine künstlerische, dem geläuterten Geschmack entsprechende sein; es sollen aber ebensowenig ausschließlich literarisch-ästhetische Forderungen erfüllt, wie alle stark aufgetragene Tendenz, mag sie noch so gut gemeint sein, vermieden werden. Damit will aber keineswegs die Tendenzlosigkeit gepflegt werden. Durch unser Programm sind von selbst ausgeschlossen alle abenteuerlichen Phantastereien und aufregende Schilderungen, mit einem Worte: es soll gesunde bildende Bektüre in bester Form und in neuen Schöpfungen bekannter Autoren geboten werden.

Die äußere Ausstattung soll gediegen und würdig sein; Bilder werden selbstverständlich nicht fehlen. Die Sammlung soll sich aber auch durch Billigkeit auszeichnen. Die „Jugendbücherei“ will also nicht kostspielige Bände bieten, sondern durch billigen Preis die weiteste Verbreitung in Schule und Familie ermöglichen.

Unsere „Jugendbücherei“, für das Alter von 12 bis 16 Jahren bestimmt, ist in Bezug auf die Auswahl des Inhalts aber auch als Ganzes aufzufassen, in der Weise, daß die Mannigfaltigkeit des Inhalts, die Einheit des Programmes und die Begrenzung des Leserkreises die Sammlung dazu eignen, für Schul- und Jugendbibliotheken, dann für die Familie den Grundstock einer Jugendbücherei zu bilden. Sie wird also gewissermaßen die Mitte halten zwischen der Jugendzeitschrift und den einzelnen Jugendschriftwerken, als ein Gegenstück zu unserer seit vier Jahren erscheinenden „Volksbücherei“. Der Beifall, welchen die letztere gefunden, war uns ein weiterer Anlaß, an die Lösung vorstehend gezeichneter Aufgabe heranzutreten. Die Auswahl soll mit solcher Vorsicht geschehen, daß kein Bändchen der Sammlung angehören wird, das nicht den vorgezeichneten Grundsätzen entspräche und nicht unbedenklich der Jugend in die Hand gegeben werden könnte. Eltern dürfte dies eine große Erleichterung in der Auswahl sein; Schulbibliotheken soll das die Anschaffung der Sammlung in ihrer Ganzheit ermöglichen.

Die Amerikanerin.

Von

Melati von Java.

Aus dem Holländischen übertragen

von

Leo van Heemsteede.



Graz.

== Verlagsbuchhandlung „Styria“. ==

Bezugsniederlassung: Wien, I., Dominikanerbastei 4.

Alle Rechte vorbehalten.

„Typograph“-Maschinensatz.

K. T. Universitäts-Buchdruckerei „Styria“ in Graz.



Erstes Kapitel.

Das Haus Baartsicht, das seit einigen Jahren leer gestanden hatte, wurde wieder in stand gesetzt: die Fenster standen weit offen, eine schwere, regengraue Luft in die Gefasse des ausgedehnten Landsitzes aufnehmend.

Baartsicht war eines der wenigen noch erhaltenen schloßähnlichen Gebäude, die den Amsterdamer Patriziern als Sommeraufenthalt gedient hatten; es lag eine halbe Stunde von dem nordholländischen Städtchen Meeringen entfernt, an einem breiten Kanal, der ausgedehnte Wiesen und dem Wasser abgewonnene Felder oder sogenannte Polders voneinander trennte.

Es war ein ansehnliches Herrenhaus mit einer hohen Treppe vor dem Eingangstore, über welchem das Wappen der van Wieringdaeles in erhabener Arbeit gemeißelt war; diese hatten das Gut seit dreihundert Jahren besessen. Ein großer Park, die einzige Waldung weit und breit, umgab es nach drei Seiten hin. Die vierte Seite war von einem eisernen, sehr schön gearbeiteten Gitter abgeschlossen.

Ob schon alles in den letzten Jahren sehr vernachlässigt worden war, machte das Ganze noch einen großartigen Eindruck, besonders da es das einzige herrschaftliche Gut meilenweit in der Runde war.

Man beeilte sich jetzt, alles ein wenig in Ordnung zu bringen und die Zeichen des Verfalles und der Verlassenheit soviel wie möglich zu entfernen.

Der letzte Bewohner, Herr Govert van Wieringdaele, war im vergangenen Jahre gestorben; er hatte sehr zurückgezogen gelebt und war als Sonderling bekannt gewesen; seiner einzigen Liebhaberei, dem Sammeln von alten Münzen, hatte er viel

Geld und Zeit zum Opfer gebracht. In den letzten Jahren hatte er, von der Gicht gequält, seinen Stuhl kaum mehr verlassen. Er war mürrisch und lästig für seine Dienerschaft geworden, so daß nur wenige seinen Tod betrauernten; seine Frau war schon seit vierzig Jahren tot, all seine Kinder waren ihm vorangegangen, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Man kannte sie kaum mehr, nur von einem einzigen hatte man keine Todesnachricht erhalten. Dieser war nach einem heftigen Wortwechsel mit seinem Vater, der ihn zwingen wollte, Jura zu studieren, auf und davon gegangen und hatte sich als Matrose auf einem Schiff nach Amerika verbunden; seit jener Zeit — es waren fast zwanzig Jahre darüber vergangen — hatte man nichts mehr von ihm vernommen.

Natürlich hatte der alte Herr, über dessen Vermögen die seltsamsten Gerüchte gingen, eine Menge weitläufiger Bettern und Basen, die es auf seine Erbschaft abgesehen hatten und darauf die schönsten Lustschlösser bauten. Aber Herr van Bieringdaele duldete keinen in seiner Nähe und hielt alle Zudringlichen von sich fern; einem nur, dem Sohne seines einzigen Bruders, gelang es durch List und schöne Worte den Zauberkreis zu durchbrechen, womit der Greis sich umgeben hatte. Er wußte ihn an der schwachen Seite zu fassen, er bewunderte seine Münzen und besorgte ihm neue, so daß er ihm bald unentbehrlich wurde. Aber der alte Herr war schlauer als sein Nefse; er nahm dessen Dienste an, ließ ihn ruhig seine Arbeit — er war oder hieß Bierbrauer, hatte aber manche andere Liebhabereien — und seine Familie vernachlässigen und täglich zwischen Meeringen und Baartsicht bei jedem Wind und Wetter hin und her spazieren; bisweilen ließ er auch ein halbes Versprechen verlauten, das den andern bis in die Wolken erhob; — aber als er starb, hinterließ er ein Testament, worin er seinen Nessen Hermann zum Erben einsetzte, falls es sich herausstellen würde, daß sein Sohn Alexander keine Kinder hinterlassen hatte.

Die Hinterlassenschaft wurde versiegelt; man untersuchte die Papiere des Verstorbenen und fand darunter noch viele Briefe seines vermißten Sohnes, die unbeantwortet geblieben waren. Der junge Mann hatte ihn wiederholt um Verzeihung

gebeten und ihn auch um Geld angegangen, um die Rückreise nach Holland machen zu können. Einige Briefe lauteten sehr verzweifelt, allmählich aber wurden sie ruhiger. Es ging ihm besser in Amerika und er suchte die Versöhnung nur herbeizuführen, weil es ihn drückte, seinen Vater erzürnt zu haben. Einer der Briefe enthielt die Mitteilung seiner Verheiratung in Philadelphia, ein anderer berichtet die Geburt eines Kindes, bald darauf folgte eine kurze förmliche Anzeige in englischer Sprache, die namens der Witve die Kunde von Sanders Tod brachte, und damit war es aus.

Das Gericht folgte diesen Andeutungen; die Witve des Sander van Wieringdaele wurde durch Vermittlung des Konjuls von Philadelphia gesucht und auch bald in New York gefunden; und nun geschah für sie und ihren Sohn, daß Baartsicht hergerichtet wurde und sich anschickte, die neuen Bewohner gebührend zu empfangen.

Man wußte nichts weiter von der „Amerikanerin“, als daß sie mit sehr großer Energie und Sachkenntnis für die Rechte ihres Sohnes eingetreten war; und wie man sich denken kann, sahen die Bewohner des kleinen, stillen Meerings der Ankunft der beiden Fremden mit großer Spannung entgegen.

Der Tod des alten Herrn und die bittere Enttäuschung seines Neffen Hermann Wieringdale hatten in letzter Zeit den Hauptstoff der Gespräche geliefert. Dazu kam der Umstand, daß viele Meeringer an den finanziellen Verhältnissen des Neffen Hermann direkt beteiligt waren; denn die Familie steckte sehr tief in Schulden und machte immer noch neue, indem sie Wechsel auf die Erbschaft des Onkels zog.

Da man sich hier so bitter enttäuscht sah, war die Lage der Familie unhaltbar geworden; nur eine schwache Hoffnung blieb noch; vielleicht würde die junge Frau van Wieringdaele, die Amerikanerin, sich ihrer annehmen! —

An dem für die Ankunft bestimmten Tage waren viele Neugierige zu dem kleinen Empfangsgebäude zusammengeströmt. Jeder wollte die Amerikanerin sehen; Hermann van Wieringdaele war auch zugegen und erzählte jedem, der es hören wollte, daß ihm daran liege, der jungen Witve und dem „Kronprinzen“ zu zeigen, daß er nicht den geringsten

Groll hege und der erste sein wolle, um ihr im Vaterlande ihres verbliebenen Gatten die Hand zum Willkomm zu bieten.

Der Zug kam; alle reckten und streckten die Hälse, aber wer nicht erschien, das war die junge — so nannte man sie allgemein, obgleich niemand etwas von ihrem Alter wußte — Herrin van Baartsicht.

Während alle enttäuscht nach Hause gingen, fuhr an der andern Seite des Städtchens eine einfache Droschke den stillen Weg am Kanal entlang; zwei Koffer standen auf dem Wagendache und drinnen saß eine Dame mit einem Knaben von etwa zehn Jahren und einer alten Negerin.

Der Knabe, ein zartgebautes Kind mit dunklen Augen und Locken, schaute unaufhörlich zum Fenster hinaus und stellte hundert Fragen an seine Mutter, welche diese geduldig beantwortete.

Alles erregte des Knaben Aufmerksamkeit. Das saftige Gras, die zahlreichen Rinder auf der Weide, die Schiffe im Kanal, das Wasser ringsum, die grauen tiefhängenden Wolken — alles schien ihm gleich neu und merkwürdig zu sein. Die Mutter war einfach schwarz gekleidet, nur trug sie einen hellgrauen Hut mit blauem Schleier, der den einfachen Meerüngern gewiß aufgefallen wäre. Noch mehr wäre dies bei der Negerin der Fall gewesen, die in sehr bunten, hellen Farben prangte.

Die Droschke fuhr durch das Tor; niemand hatte die Reisenden so früh erwartet, nur die Fußfrau war da, um sie in Empfang zu nehmen.

Frau van Wieringdaele stieg aus und ihr Söhnchen sprang ihr fröhlich nach, mit großen Augen um sich schauend. Die Schwarze raffte ihre Päckchen, deren Zahl erstaunlich groß war, zusammen und kroch dann schwer beladen aus dem Wagen.

Der Knabe folgte ihr, und den Arm um ihre Mitte legend, fragte er schmeichelnd, mit der Hand eine Gebärde machend, als wenn er das alles umfassen wollte: „Lieb Mütterchen, gehört das alles uns?“

Sie schlug den Schleier zurück, sah ihn mit ihren klugen, grauen Augen an und erwiderte: „Ja, Geoffrey, das ist alles dein!“

Zweites Kapitel.

Die Familie van Wieringdaele wohnte in der Stadt an einem stillen Seitenkanal; das Haus stand neben der Brauerei, aber es sah dort einsam und verwahrlost aus, denn seit geraumer Zeit war nichts mehr zu tun. Die Brauerei stand still, vor dem großen Tore wuchs das Gras zwischen den Steinen; die Fensterscheiben waren zum Theil zertrümmert, Spinngewebe hingen an den verwitterten Pfosten — alles sprach von Verfall und Niedergang.

Im Hause selbst war es nicht viel besser. Vor einigen Jahren noch sah alles blühend und wohlhabend aus; es hatte noch Hermanns Schwiegereltern gehört, und jedermann hatte ihn beneidet, als es ihm gelungen war, Hand und Herz der schönen Antonia zu gewinnen, der einzigen Tochter des reichen Kronenbrauers. Er dagegen tat, als wäre er weit unter seinen Stand herabgestiegen, als wenn Tonia und ihre Eltern sich glücklich schätzen dürften, solch einen Mann in ihre Familie aufzunehmen.

Van Wieringdaeles Vater aber, der Bruder des Herrn von Baartsicht, hatte sein Geld schon früh in Händen gehabt. Während der letztere es mittels einer reichen Heirat mehr als verdoppelte, verlor der erstere es in allerlei törichtem Spekulationen, so daß er schließlich ohne Vermögen starb. Gohert van Wieringdaele, der nicht für sehr freigiebig gehalten wurde, sicherte seiner Schwägerin ein bescheidenes Jahrgeld zu und sagte ihr, daß ihre Kinder bei Zeiten lernen müßten, sich selbst in der Welt fortzuhelfen.

Hermann, der sich für ein Genie hielt, konnte es seinem reichen Onkel nicht verzeihen, daß er ihn nicht studieren ließ; doch wußte er sich durch allerlei Schmeicheleien bei dem alten Herrn beliebt zu machen, und die darauf sich gründende Hoffnung hatte es ihm ermöglicht, die schöne und reiche Tonia als Frau heimzuführen. Kurz nach dieser Heirat starben ihre beiden Eltern, und nun konnte Hermann seinen Liebhabereien und Illusionen in vollem Maße nachgehen. — In all der Zeit sah er sich nach seinem Onkel nicht mehr um; er gab Feste,

kaufte Gemälde, machte viel Aufwand und große Reisen — und das Ende dieser Herrlichkeit sprach sich deutlich aus in der stillstehenden Brauerei und dem verfallenen Wohnhaus.

Sechs Kinder hatte Tonia ihm geschenkt; zwei waren glücklich im Himmel aufgehoben. Doch hatte das verwöhnte schwache Frauchen ihre liebe Not, um mit den vier, die ihr geblieben waren, fertig zu werden; denn statt der drei Mägde, die sie früher hielt, hatte sie nur ein junges Ding von dreizehn Jahren behalten, das plump und halb schlafend die Arbeit verrichtete. Ihr selber ging die Arbeit nicht flink von der Hand, und so herrschte dann überall die größte Unordnung, die der Herr des Hauses durch seine übertriebenen Anforderungen noch vermehrte.

Frau Tonia van Wieringdaele stand am Bügelbrette mitten in ihrem Wohnzimmer, das mit dem verblichenen Teppich und den überall geflickten Tapeten, den auf den Stühlen und dem Boden zerstreuten Kleidern, den Scherben, die auf dem einst eleganten Büfett herumstanden oder lagen, den armseligen Möbeln, die längst an Stelle der verkauften Prachtstücke getreten waren, ziemlich schäbig und unwohnlich aussah.

In einer Ecke stand die Wiege mit dem jüngsten Kind; eines der Mädchen spielte mit einer alten Puppe, ein anderes hatte sich greinend irgendwo versteckt, ein drittes half mit ernstem Gesichtchen die Bänder glätten.

Tonia war ein kleines, blaßes Persönchen, das sehr aufgereggt schien und schüchtern in die Welt blickte. Von ihrer früheren Schönheit war nichts übrig geblieben als das volle blonde Haar, das aber jetzt, in einem wirren Knoten geschlagen, über dem unsauberen Morgenrock im Nacken niederhing. Sie bügelte eifrig fort, bisweilen die Kinder mit bösen oder guten Worten zur Ruhe mahnend oder mit der Hand über die Stirn fahrend, als wolle sie ihre Gedanken sammeln.

Da wurde an der Haustür geschellt.

Mit dem Bügeleisen in der Hand flog sie zum Zimmer hinaus und rief:

„Tantje! Tantje!“

Das Mädchen sang in der Küche in den höchsten Tönen.

„Tantje!“ rief sie noch lauter.

Die Schelle ertönte zum zweiten Male; nun schwieg Jantje, langsam durch den Gang schlüpfend.

„Jantje, sage, daß niemand zu Hause ist, wenn — wenn —“

„Ich habe es heute schon so oft gesagt,“ knurrte das Mädchen.

Tonia zog sich in das Zimmer zurück und hielt den Atem an, um zu lauschen.

„Das tut mir leid!“ hörte sie jemand sagen.

Rasch flog sie wieder zur Thür hinaus: „Du bist es, Berta? Für dich bin ich schon zu Hause, — ich meinte, es könnte sonst jemand sein — komm herein, bitte, und erzähle mir etwas.“

Berta Jochens war die Frau eines Holzhändlers; immer war sie Tonias beste Freundin gewesen und jetzt war sie die einzige, die sie nicht ganz vernachlässigte.

„Ist sie gekommen?“ frag Tonia neugierig, „und wie sah sie aus?“

„Ich bin natürlich nicht hingegangen“, entgegnete die Freundin verächtlich; „aber ich begegnete der Schmidt, die überall ihre Nase hineinstecken muß, und die erzählte mir, daß sie nicht gekommen sei.“

„Nicht?“ Und Frau Tonia ließ ihr Eisen so lange auf der weißen Schürze ihrer ältesten Tochter ruhen, daß ein großer gelber Flecken dadurch entstand.

„Nein, es war niemand gekommen; aber weißt du, was sie mir auch sagte und was ich kaum glauben kann: dein Mann sei auch da gewesen.“

„Ja gewiß, er ist zur Bahn gegangen.“

„Aber ist er denn ganz von Sinnen?“

Tonia schien beleidigt, denn trotz allen Glends galt ihr Mann in ihren Augen noch als ein Muster von Klugheit.

„Er hat seine guten Gründe dafür.“

Berta machte eine geringschätzende Miene; ihr behäbiges Aussehen, ihre mehr kostbare als elegante Kleidung standen im scharfen Gegensatz zu der ärmlichen Umgebung.

„Wie er für alles seine guten Gründe hatte, um dich schließlich hier in eine solche Lage zu bringen!“

„Aber das ist nicht seine Schuld!“ war Tonia's scharfe Antwort, indem sie zu bügeln fortfuhr.

„O nein, das ist nicht seine Schuld! Das hast du getan, du armes Schaf! Deine Eltern müßten dich einmal so sehen, das hätten die guten Leuten sich auch nicht träumen lassen.“

Tonia drängte mit Gewalt ihre Tränen zurück und sagte, ohne aufzublicken und immer weiter bügelnd:

„So geht es auf der Welt; der eine kommt oben auf, der andere kommt zuunterst, je nachdem man Glück oder Unglück hat.“

„Die eigene Schuld kommt doch meistens dazu, das wird mir niemand ableugnen. — Aber ich will dir keine Vorwürfe machen. Ich wollte dich nur fragen, was du jetzt zu tun gedenkst?“

Tonia hatte schon eine scharfe Entgegnung auf den Lippen, aber Berta kam ihr zuvor.

„Ich weiß wohl, was du sagen willst: Es geht dich nichts an! — Aber es geht mich wohl an. Ich habe dich immer gern gehabt, Toni, schon von der Zeit an, als wir noch als kleine Kinder zu den Schwestern in die Schule gingen, und es geht mir ans Herz, zu sehen, wie du dich so abquälst für einen Mann — na! ich werde nichts weiter sagen, weil du nichts auf ihn kommen lassen willst; — aber eines ist gewiß: es geht immer weiter mit euch bergab, und wenn ich etwas für dich tun kann, dann will ich gern ein wenig helfen und mein Mann auch. Sei also nicht so töricht und so stolz, die Hand, die ich dir biete, zurückzuweisen.“

Diese in herzlichem Tone gesprochenen Worte veranlaßten Tonia, die Maske fallen zu lassen, die sie selbst vor ihrer einzigen Freundin trug.

„Ach, Berta!“ schluchzte sie, „sei mir nicht böse, wenn ich bisweilen etwas scharf bin, aber du weißt nicht, was ich zu tragen habe.“

„Ja, ich weiß es wohl, du Ärmste! Wer hätte das früher je gedacht? Meine Mutter, eine arme Witwe, — und du, die reiche Tonia! Aber ihr seid immer gut und freundlich gewesen mit der Mutter und mir, und das vergeiß' ich nie. — Sag' mir jetzt, womit ich dir helfen kann?“

Tonia schluchzte in einemfort. „Du bist sehr gütig, Berta; aber du darfst nichts Böses von meinem Manne sagen, das kann ich nicht leiden; ich finde es so schrecklich für ihn, daß er ein Mädchen unter seinem Stande geheiratet hat und noch ins Elend gerät.“

„Hat man je so etwas gehört?! — Na, ich werde nichts mehr von deinem Engel sagen; — sag' mir lieber, womit ich dir helfen kann?“

„Ich weiß nicht, wie wir morgen zu essen bekommen werden. Wir haben nirgendwo mehr Kredit und keinen Pfennig im Haus, um bar zu zahlen.“

Berta schüttelte den Kopf und zog ihr Portemonnaie hervor; es hatte gerade wieder geschelt, aber im Eifer des Gespräches hatten die beiden Freundinnen es nicht gehört.

Jantje erschien, schwarz und ruhig, als wenn sie mit einem Schornsteinfeger sich gebalgt hätte. Berta rümpfte unwillkürlich die Nase; sie mußte an frühere Zeiten denken, da unter der Aufsicht von Tonias Mutter jeder Gegenstand in diesem Zimmer in echt holländischer Reinlichkeit wie ein Spiegel glänzte.

„Madame!“ sagte das Mädchen, ein blaues Stück Papier in der Hand haltend, das einer Rechnung sehr ähnlich sah, der Mann sagt, daß er schon zehnmal da war und nun auf der Treppe sitzen bleibt, bis er bezahlt ist.“

„Aber Jantje!“ und Tonias blaßes Gesicht wurde glühend rot, — „wie kannst du den Mann nur hereinlassen? Ich habe ja schon gesagt, daß der Herr nicht zu Hause ist; der Herr hat den Schlüssel zum Geldschrank!“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Den ganzen Tag muß man sich allerlei gefallen lassen von Leuten, die mit Rechnungen kommen, und Mutter hat gestern gesagt, daß ich viel zu anständig erzogen bin, um noch länger hier in diesem Hause zu bleiben.“

„Wie kannst du nur so dummes Zeug schwätzen, Jantje? Du siehst doch, daß ich Besuch habe. Sag' ihm, daß er morgen — nein, am Samstag zurückkommt.“

Jantje entfernte sich, kehrte aber sofort zurück.

„Er sagte, er werde nicht gehen, bevor er sein Geld hat.“

„Von wem kommt es?“ fragte Berta.

„Vom Schneider, für Hermanns letzten Anzug“, sagte Tonia verlegen.

„Darf ich einmal sehen, wieviel es ausmacht? Fünfundachtzig Gulden für einen Anzug! Du lieber Himmel, — Barend kommt mit vierzig bis fünfzig Gulden aus.“

„Ja, Barend —“

„Barend ist nur ein einfacher Bürger und Hermann ein Herr. Ja! das weiß ich wohl; aber so ist es leicht, den großen Herrn zu spielen, wenn man nicht bezahlt.“

„Was soll ich sagen?“ drängte Jantje mit frecher Miene.

„Ach, ich weiß es nicht,“ jammerte Tonia, „man kann keinen Augenblick ruhig plaudern. Er wird sein Geld schon bekommen, sobald der Herr wieder da ist. Wir werden es ihm bringen lassen.“

Im Gange hörte man einen heftigen Wortwechsel. Tonia hatte ihren schreienden Jüngsten auf den Schoß genommen, und von all dem Lärm drinnen und draußen mehr und mehr aufgeregt, wurde sie aufrichtiger, als sie bisher gewesen war.

„Ja, du hast recht, Berta, wer hätte mir solch ein Leben prophezeien können! Wär' ich nur in meinem Stand geblieben! Papa hatte immer solch einen Widerwillen gegen Schulden, ich wußte nicht weshalb; aber jetzt begreife ich es, es ist schrecklich, es ist erniedrigend.“

„Mama, mußt nicht weinen,“ sagte das zweite Mädchen, mit den großen blauen Augen mitleidig zu seiner Mutter aufblickend, — „Nettchen will fleißig stricken und Strümpfe verkaufen.“

Der Lärm im Gange nahm immer mehr zu, bis Tonia endlich aufstand und mit dem Kinde auf dem Arm hinausstrat. Berta hörte, wie sie in hohem Ton den Mann bedrohte, ihm die Kundschaft zu entziehen und seine Handlungsweise überall bekannt zu machen, bis es ihr endlich gelang, ihn zu dem Rückzug zu bewegen.

„Ach!“ klagte Tonia ihrer Freundin. „so geht es alle Tage; kaum ist einer fort, so ist der andere nach.“

„Aber, Kind! das kann doch nicht so weitergehen — was für ein Ende soll das nehmen?“

„Das frage ich Hermann auch; aber er versichert mir, alles werde sich schon machen, ich solle mich nur gedulden. Ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht; ich wollte, ich wäre tot! — Jantje, nimm das Kind doch mit in die Küche und die ganze Bügelei dazu; das Eisen ist längst kalt geworden.“

Berta erhob sich, und mit dem Portemonnaie noch immer in der Hand, sagte sie ein wenig förmlich: „Nun, ich will dich nicht länger aufhalten. Suche der Sache ein Ende zu machen, ein Bankrott ist unausbleiblich.“

„O, ich mag nicht daran denken! Wenn Papa das erlebt hätte! Und Hermann würde es nicht überleben, er hat ein so stolzes Herz.“

„Damit kommt man nicht weit, wenn es nicht auf dem rechten Fleck sitzt. — Na, Tonia, nimm doch diesen Kassenchein, wir werden später schon einmal abrechnen.“

„O, danke vielmals, liebste Berta! Aber, du lieber Himmel, wo habe ich meine Gedanken? Ich habe dir nicht einmal ein Gläschen guten Portwein angeboten, aber ich will rasch etwas hier in der Nähe holen lassen.“

„Nein, danke sehr!“ wehrte Berta ärgerlich ab, — „ich muß gehen.“

„Aber ein Mafröschchen wirfst du doch nicht verschmähen? Wo ist die Düte, Kinder?“

Auf der Fensterbank lag ein Stückchen zusammengeballtes Papier.

„Wo sind die Kuchen, Sabinchen?“

„Aufgeessen, Mama!“ war die Antwort.

„Ihr seid unartige Kinder; — aber da habe ich noch etwas in der Dose.“ Sie holte aus dem Schrank eine Blechbüchse, aus welcher sie Berta ein Törtchen anbot.

Diese schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Ich begreife nicht, wie du die Kinder so mit Naschereien verwöhnen kannst. Meine Kinder bekommen nichts und sind doch zufrieden.“

„Ja, deine Kinder sind auch Musterbilder,“ klang die scharfe Antwort, „aber meine armen Würmchen haben fast nichts; wenn man ihnen das nicht einmal gönnen will —“

Berta verabschiedete sich; sie atmete auf, als sie die Thür hinter sich zog.

Sie war ein paar Schritte gegangen, als sie einen feingekleideten Herrn herankommen sah. Ohne sich zu besinnen, machte sie rechtsum kehrt, und schlug einen andern Weg ein, um ihm nicht zu begegnen.

Drittes Kapitel.

Hermann van Wieringdaele allein machte eine Ausnahme inmitten des allgemeinen Verfalles seiner Häuslichkeit.

Er war ein hübscher Mann in den Dreißigern, mit wohlgepflegtem dunklen Bart und eleganter Kleidung nach der neuesten Mode; niemand hätte ihn für das Haupt der heruntergekommenen Familie gehalten, von welcher sich Frau Jochems soeben verabschiedet hatte.

Als er in das Zimmer kam, wo Tonia gerade die Wäsche barg, zog er sogleich ein Taschentuch hervor und drückte es an die Nase.

„Pfui, welch eine abscheuliche Luft! Du weißt doch, Antoinette, daß mir das Bügeln im Wohnzimmer unerträglich ist.“

„Es raucht so in der Küche; und wenn ich in den Salon gehe, fahren die Kinder mit den Fingern überall herum.“

„Das ist gerade dein großer Fehler, liebes Kind, daß du die Kleinen immer um dich haben mußt. Du mußt sie daran gewöhnen, sich ordentlich im Zimmer zu beschäftigen, auch wenn du nicht dabei bist. Nimm mir die Bemerkung nicht übel; aber die Kunst der Erziehung, die eine Mutter vor allen Dingen verstehen muß, hast du dir noch nicht angeeignet.“

„Ich habe wenig Zeit, an die Kunst der Erziehung zu denken, wenn die Haustür fortwährend von Gläubigern belagert wird.“

„Mußt du mir nun gleich wieder mit solchen Dingen kommen? Pfui, Tonia, — du weißt wenig, was einem Manne zukommt! Meine selige Mutter sorgte immer dafür, daß alle unangenehmen Dinge abgetan wurden, wenn Papa aus war, und sie belästigte ihn nie damit.“

„Ja, wenn ich nur wüßte, was ich antworten sollte! Der Schneider wollte nicht fort und Jantje wird jeden Tag frecher.“

„Du weißt dich bei deinen Dienstboten nicht in Respekt zu setzen; zum Glück hast du nur noch ein einziges Exemplar. Und was die Rechnungen betrifft, so sagst du einfach, daß dein Mann aus ist und daß du nichts davon weißt; — ich werde sie schon abfertigen.“

„Du solltest nur einmal hören! Du gehst aus und lässest mich allein darauf sitzen.“

„Soll das ein Vorwurf sein? Wie kannst du nur so scharf sein gegen deinen Mann, liebes Kind, und das in Gegenwart der Kinder! Wie verkehrt! Aber ich begreife es schon; die aufgetafelte Fregatte, deine sogenannte Freundin, ist wieder dagewesen und hat dich gegen deinen Mann aufgehetzt. Ich werde dir den Umgang mit dieser Person, dieser Bürgerlichen, noch verbieten müssen. Früher paßte sie vielleicht zu dir, aber nachdem du durch deine Ehe in einen ganz andern Stand gekommen bist, kannst du nicht mit ihr umgehen, ohne dich zu kompromittieren.“

„Sie ist die einzige, die sich meiner noch annimmt,“ schluchzte Tonia, die Augen trocknend.

„Schon wieder Tränen, Frau, — es ist zum Davonlaufen! Fröhlich und guter Dinge kehrte ich heim, da empfängst du mich mit Klagen und Vorwürfen! Kann ich die Dinge ändern? Oder gebe ich mir vielmehr nicht die größte Mühe, eine bessere Lage herbeizuführen? Aber dann darfst du auch den Kopf nicht hängen lassen, sonst sinkt mir der Mut, dessen ich doch so sehr bedarf. Die Frau muß dem Mann zur Stütze und zur Hilfe sein.“

Tonia neigte demüthig das Haupt; ja, sie war es sich nur zu sehr bewußt, eines solchen Mannes nicht wert zu sein. Sie machte ihm das Leben immer schwer, sie verstand ihn nicht; gern hätte sie anders gehandelt, aber sie fühlte sich zu schwach, ihr Kopf tat ihr gar zu weh, sie vermochte kaum mehr geordnet zu denken.

„Sabine,“ sagte der Vater, „komm einmal her! Sieh einmal, was Papa für dich mitgebracht.“

Das Kind jauchzte, als sie eine schöne Puppe mit echtem blonden Haar und großen blauen Augen sah.

„Papa, lieber Papa — danke, danke, — o welche schöne Puppe! Darf sie auch so schöne Kleider tragen wie die Dame, die eben hier war?“

„Laß Mama nur einmal sehen. — Es hat mich schon lange geärgert,“ fuhr Hermann fort, „das Kind mit einer so häßlichen Puppe spielen zu sehen! Das verdirbt den Geschmack, und Sabine hat künstlerische Anlage, die entwickelt werden muß.“

„Aber ist es keine unnötige Ausgabe?“ wagte Tonia schüchtern zu fragen.

Er sah sie mit strafender, geringschätzender Miene an.

„Was der Kunst zu Gute kommt, ist nicht unnötig. Das magst du mir überlassen, Frau,“ sagte er mit vornehmer Überlegenheit, — „was verstehst du von künstlerischer Anlage? Freue dich lieber mit mir, daß die aristokratische Natur der van Wieringdaeles auf Sabine übergegangen ist. Und es ist meine Pflicht, ihre edlen Anlagen nicht in der banalen Alltäglichkeit ihres bürgerlichen Lebens untergehen zu lassen; ich muß sie entwickeln, wenn es auch manches Opfer kostet. Aber das verstehst du nicht. Was bekommen wir zu essen heute?“

Tonia wurde abwechselnd blaß und rot vor Verlegenheit.

„Ach, Hermann, sei mir nicht böse. Aber ich wurde heute morgens so lange aufgehalten auf der —“

„Ja, mit der Visite — ich weiß schon, — sie steuerte auf mich los, als wenn sie mich umsegeln wollte, aber als sie mich sah, nahm sie plötzlich einen andern Kurs. Sie scheute sich, mir zu begegnen, denn sie weiß recht gut, daß ich es nicht billige, wenn sie mit dir umgeht und dich von deinen häuslichen Pflichten abhält!“

„Nein, es kam hauptsächlich, weil Zantje fortwährend an die Thür mußte. Ich habe nur etwas Reisbrei gekocht —“

„Aber, Tonia, — ist das nun ein Essen für mich?“

„Das sehe ich wohl ein, Hermann; und darum möchte ich dich bitten, heute lieber im Schwanen zu speisen, ich werde mich mit den Kindern schon behelfen.“

Er schüttelte wiederholt mit dem Kopf.

„Traurig! traurig! traurig! So vernachlässigt meine Frau die Küche, daß ihr Mann am eigenen Tische nichts findet, sondern sonstwo ein Auskommen suchen muß, wenn er die Kräfte, deren er so sehr bedarf, sich erhalten soll! Das müßte einem andern geboten werden! Aber ich gehe nicht allein; ich könnte es nicht über mich gewinnen, einen Bissen zu mir zu nehmen, wenn ich daran dächte, daß meine Lieb-linge hungern müssen. Kleide Sabina nur sonntäglich an, dann geht sie mit mir.“

„Und darf die neue Puppe auch mit?“

„Gewiß, Kind, gewiß!“

„Aber Hermann, Sabine ist schon neulich mitgewesen; ist jetzt nicht die Reihe an Annette?“

„Ich habe gesagt: Sabine, und dabei bleibt es. Es ist wahrlich schlimm genug, daß für den Herrn des Hauses in seiner eigenen Wohnung kein ordentliches Mittagsmahl zu haben ist! Ich werde doch wenigstens wohl bestimmen können, wer mich begleiten soll.“

„Ich bleibe viel lieber bei dir, Mama,“ flüsterte Nettchen ihrer Mutter zu; — „Reisbrei ist mein Lieblingsessen.“

Tonia nahm Sabinchen mit, und in einigen Minuten erschien sie wieder in einem weißen Kleidchen mit blauem Gürtel, die schönen blonden Locken mit einem weißen Federhütchen bedeckt.

Der Vater musterte sie mit stolzem Wohlgefallen: „Eine Wieringdaele vom Scheitel bis zur Sohle! Morgen muß sie mit mir gehen. Denn ich habe noch vergessen, dir zu sagen, Toinette — du hingst mir gleich den Kopf so voll mit all den unangenehmen Geschichtchen und mein Tun und Lassen flößt dir so wenig Interesse ein, daß du es nicht der Mühe wert achtest, mich zu fragen — ich wollte dir also sagen, daß die Douairiere¹⁾, die gnädige Frau Cousine, nicht am Bahnhofe angekommen ist, doch erzählte man mir, sie sei mit einem Wagen direkt von der Stadt nach Baartjicht gefahren. Ich will also morgen hingehen, um ihr meine Aufwartung zu machen.“

¹⁾ Eine Witwe vom Stande.

„Aber ist das wohl passend?“ fragte Tonia.

„Das magst du mir überlassen. Ich habe lange und ernstlich über den Schritt nachgedacht, den ich zu wagen entschlossen bin. Mache mir die Sache nicht schwerer, als sie schon ist; ich bestehe darauf, der Wittve meines Vettters einen Beweis zu geben, daß ich nicht den geringsten Groll wider sie hege und ihr die große Enttäuschung, die uns getroffen hat, nicht zur Last lege. Ich zweifle nicht daran, wenn sie eine Dame ist, die ein Herz hat, wie es allen denen van Wieringdaeles eigen ist, daß sie mein Zartgefühl sehr zu schätzen wissen wird.“

„Ich hoffe es von ganzer Seele.“

„Dann werde ich ihr meine Dienste anbieten — und selbst meinen Rat, wenn sie dessen bei der Erziehung ihres Sohnes bedarf.“

„Wenn es uns nur etwas einbringt!“

„Etwas einbringt! Pfui, Kind, wie prosaisch! Wer denkt nun gleich an materielle Interessen! Ich nehme es dir nicht übel, daß du so niedrig denkst, das kommt von deiner Erziehung im Elternhause; aber es tut mir wehe, wenn ich sehe, welch eine Kluft unsere Charaktere voneinander trennt. Meine Kinder sollen ganz anders erzogen werden. — Komm, Sabinchen, wir wollen gehen, Kind; wir sind hier überflüssig. — Bis über ein wenig, Toinette!“

Bald darauf ließen Vater und Tochter es sich im Schwanen wohl sein, während Tonia aus dem Topfe mit angebranntem Reiskrei schöpfte und jedem Kind einen Teller vorsetzte, ohne den Tisch zu decken.

Wenn ihr Mann das gesehen hätte, würde er ihr gewiß voll Entrüstung ihren Mangel an aristokratischen Neigungen vorgeworfen haben.

Viertes Kapitel.

Die sogenannte Douairiere hatte einen Überblick von der Besizung ihres Sohnes genommen, und das Ganze hatte sie sehr befriedigt. Sie fand die Möbel altertümlich, ohne neu-modisch antik zu sein, aber sie waren sämtlich gut und ge-

diegen. An amerikanischem Komfort fehlte es zwar, aber dem war schon abzuhelfen; die Hauptsache war, daß die Silber- und Porzellanschränke gut gefüllt waren, und wenn der Notar später käme, zweifelte sie nicht, daß auch die pekuniären Verhältnisse sich als wohlgeordnet erweisen würden.

Nachdem sie alles in Augenschein genommen hatte, ließ sie sich einen Augenblick ruhig in dem kleinen Kabinett nieder, in welchem der verstorbene Herr van Wieringdale seine Münzen aufbewahrt hatte.

An den Wänden zogen sich wohlverschlossene Schränke hin, worin die Kostbarkeiten ruhten; sie hatte jetzt keine Lust, sie anzuschauen, im Geiste aber berechnete sie den Wert dieses toten Kapitals, das sie wieder flüssig zu machen gesonnen war.

Wie sie so da saß, schien sie älter als sie wirklich war, aber dies kam gewiß von ihren vor der Zeit ergrauten Haaren, die einfach zurückgestrichen und hinten auf dem Kopfe zusammengesteckt waren. Sie hatte regelmäßige aber scharfe Züge, und ihre grauen Augen waren sehr verständig und lebendig; aber ihr Ausdruck war kalt wie der Stahl, dessen Farbe sie hatten. Die etwas gebogene Nase warf einen tiefen Schatten auf ihre feinen, dünnen Lippen, die sich beim Lächeln wie ein paar kleine Schlangen krümmten; das beinahe viereckige Kinn sprach von Energie und festem Willen.

Ihre Gestalt war von mittlerer Größe; ein Kleid von dunkelblauem Stoff lag knapp um die schlanke Figur und hatte weiter keinen Schmuck als eine spinnenförmige Stahlbroche; ihre Finger waren dünn und muskulos und nur mit zwei Trauringen geschmückt. Im ganzen machte sie den Eindruck einer tüchtigen, aber wenig anmutigen Dame, — das Ideal einer echt praktischen amerikanischen Frau.

Da sprang ihr Söhnchen herein; er hatte ihre Züge, aber seine freundlichen, lachenden, dunklen Augen gaben ihnen einen ganz andern Ausdruck.

„Liebe Mutter!“ sagte er in englischer Sprache, „es ist doch so prächtig, so sehr prächtig im Park. Da ist ein Teich mit wirklichen Goldfischen und Schwänen, und dann ein Lusthäuschen unter den Bäumen; aber alle Fensterscheiben sind entzwei, und Wasserlilien sind wohl mehr als tausend da.“

„Nun bleibe ein wenig ruhig hier, Geoff! Wie erhitzt du bist! — Also findest du es hier schön?“

„Ich finde es hier viel schöner als auf dem Schiffe oder in New York. Es war da so enge und so hoch, es schwindelte einen, wenn man herunterschaute. Und — gehe ich hier auch zur Schule?“

„Gewiß, Geoffrey! Wenn man reich ist, dann muß man auch lernen, dann hat man es noch mehr nötig; dann muß man lernen, verständig mit dem Gelde umzugehen.“

„Und du brauchst keine Kleider mehr zu machen für andere Damen?“

„Nein, Kind, das brauche ich nicht mehr.“

„O, wie froh bin ich dann, daß wir reich sind! — Und bleiben wir immer hier, selbst wenn ich groß bin? Immer?“

„Ja, Geoffrey, immer!“

Alles, was sie sagte, sagte sie mit großem Nachdruck; sie verwöhnte ihren Sohn nicht und liebte ihn nie, aber sie betrachtete ihn mit mütterlichem Stolz und behandelte ihn mehr wie einen Kameraden, wie einen kleinen Freund. Der Knabe war daran gewöhnt; er bewunderte und verehrte seine Mutter.

„Und werde ich hier auch Freunde haben, wie drüben den Konrad vom Spezereihändler?“ fragte er.

„Gewiß wirst du Freunde haben; aber vorläufig hast du doch genug an einer Freundin, nicht wahr?“

Er nickte lachend ja.

„Die Freundin bist du!“ rief er jubelnd, und dann fragte er, auf die Schränke zeigend: „Sind die ganz voll Geld?“

„Ja, Kind, alte Münzen.“

„Sind die nicht gangbar, Mutter?“

„Nein, ich glaube es nicht.“

„Weshalb bewahrte Großpapa sie denn auf?“

„Aus Liebhaberei.“ Und die dünnen Lippen zogen sich spöttisch zusammen.

Der Knabe zuckte die Achseln: „Was hatte er nur daran? Die alten Münzen sind gewiß sehr teuer?“

„Ja, sehr teuer. Ich werde sie verkaufen lassen.“

„Aber das darfst du doch nicht tun.“

„Weshalb nicht?“

„Großpapa hat sie doch nicht angeschafft, um sie zu verkaufen, und dann müssen sie auch aufbewahrt werden, gerade wie er sie aufbewahrt hat.“

„Darüber hat Großpapa nichts bestimmt. So wie sie da liegen, werden sie rostig und häßlich, und niemand hat Genuß davon.“

„Und wenn du sie verkaufst?“

„Dann bekommen wir das Geld und die Zinsen davon.“

„Wenn es nur recht ist,“ sagte der Knabe nachdenklich.

„Geoffrey, mache dich ein wenig proper; es ist gleich Zeit zum Frühstück.“

Ihre Stimme klang jetzt gebieterisch und der Ton schien dem Knaben aufzufallen; er sah sie wenigstens erstaunt an.

„Sollen wir ein anderes Mal darüber reden, Mama?“

„Ja, ein anderes Mal.“

Und sie winkte, daß er gehen sollte.

Die amerikanische Erziehung wird hier in diesem altfränkischen Lande nicht angebracht sein! murmelte sie; — wir werden die Sache ändern müssen, aber unvermerkt.

Die Magd erschien und brachte eine Visitenkarte. Sie war früher bei dem alten Herrn in Dienst gewesen und konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken, während die Amerikanerin las: Hermann van Wieringdaele.

„Ist das ein Verwandter — meines Sohnes?“ fragte sie.

„Ja, das ist der Herr, der früher alle Tage zu Ihrem Herrn Schwiegervater kam,“ lautete die Antwort; „er ist, was man sagt, ein Bruderskind.“

„Bitten Sie den Herrn, einzutreten.“

Hermann van Wieringdaele erschien, womöglich noch eleganter gekleidet als sonst; als echter Gentleman wollte er seiner amerikanischen Cousine imponieren. Er verbeugte sich tief und begrüßte sie in englischer Sprache, die ein wenig nach der Schulbank klang.

„Bitte, geben Sie sich keine Mühe,“ entgegnete sie; —

„ich bin der holländischen Sprache mächtig.“

„Madame. — ich wollte sagen, Cousine, welche eine Überraschung! — Und haben sie aus eigenem Antrieb unsere Sprache erlernt?“

„O nein, meine Mutter war eine Holländerin. Ich spreche ebenso geläufig holländisch als englisch, und ich habe meinen Geoffrey — Gottfried, sagt man wohl hier — diese Sprache auch lernen lassen.“

„Gottfried heißt Ihr Sohn, gerade wie sein unvergeßlicher Großvater! Welch ein feiner Gedanke, wie zartfühlend von dem armen Sander! Es macht seinem Herzen Ehre; er war immer eine delikate Natur, durch und durch ein Wieringdaele. Wir waren Busenfreunde —“

Tatsächlich war die letzte Erinnerung, die er von seinem Vetter Alexander behalten hatte, ein paar Beulen, womit der andere ihn gezeichnet hatte, weil er die Frechheit gehabt, das Spielzeug seines reichen Veters ganz als sein Eigentum zu betrachten.

„Bleiben Sie hier zum Frühstück? Ich habe gerade servieren lassen!“ unterbrach sie ihn.

„O Madame, gnädige Frau Cousine, — gleich so vertraulich? Das ist gewiß amerikanische Sitte? Nun, ich muß gestehen, ich liebe das sehr; ich hasse unsere armseligen holländischen Komplimente und Förmlichkeiten und nehme Ihr Anerbieten mit der nämlichen Freiheit an.“

Sie lachte mit dem eigentümlichen Lächeln, das nur die kleinen Schlangen in Bewegung brachte, aber die Augen kalt ließ.

„Warum so viele Worte wegen einer so einfachen Sache! Ist das holländische Sitte? Ich lasse einen Teller mehr aufsetzen und damit ist es gut. — Sie sind also der Vetter des Herrn van Wieringdaele?“

Sie nahm ihn mit ihren grauen Augen scharf aufs Korn; aber Hermann ließ sich nicht so bald aus der Fassung bringen.

„Gewiß, ein rechter Vetter, — Bruderskinder sind wir! Aber ach! Sie wissen, wie es in großen Familien oft geht. Mein guter Vater war ein wenig unpraktisch, etwas gar vertrauensselig. Der Onkel dagegen war vorsichtig und sparsam, außer in der letzten Zeit, als es sich um seine Liebhaberei handelte.“

Er blickte zu den Schränken hinüber; sie nickte nur eben.

„Yes! Und sie wohnen in der Stadt?“

„Ja, Madame, in Meeringen. Onkel war ein alter Herr, ein Sonderling, ein wenig eigensinnig. Er und sein Sohn, Ihr seliger Herr Gemahl, verstanden sich nicht gegenseitig, — ausgezeichnete Menschen beide, aber der eine heftig, der andere eigensinnig . . . Schade, so oft habe ich dem Onkel gesagt —“

„Wohnen Sie schon lange hier?“

„Ja, weil der Onkel es wünschte. Er fühlte sich einsam in seinem Alter und verlangte nach Gesellschaft. Da von seinen Kindern keines mehr da war, ersuchte er mich, ihre Stelle einzunehmen.“

Hermann zog sein Taschentuch hervor. Niemand war da, der ihm zu widersprechen vermochte; wenn aber diese Mauern Ohren und Stimmen gehabt hätten, würden sie wiederholt haben, was der Onkel gerufen hatte, als er vernahm, daß sein Kesse sich in der Nähe niederlassen wollte: Ist der Mensch toll geworden?! — Aber sie verrieten nichts.

„Und weiter?“

„Ja, da kam eine sehr heikle Sache. Ich hatte das Glück oder das Unglück, wie wir es nennen wollen“ — er schlug die Augen nieder und machte ein Gesicht wie ein verlegenes Mädchen, — „mich in ein hübsches, gutes Kind zu verlieben, in ein Bürgerkind, weit unter meinem Stande. Ich war jung, wie Sie sich denken können, und ein unbedachter Schritt ist rasch geschehen —“

„So, war er unbedacht?“

„Wenigstens — nun ja, — ich habe eine allerliebste Frau, meine Kinder sind Engel, — aber unsere Familie ist groß geworden und die Zeiten sind schlecht. Onkel hatte mir sehr davon abgeraten; aber er war herzensgut, und als wir einmal verheiratet waren, öffnete er seine Arme und nahm Antoinette liebevoll als seine Nichte auf.“

Tatsächlich war das einzige, was der alte Herr je über die Sache hatte verlauten lassen, die Frage, ob der Brauer verrückt sei, weil er seine schöne Tochter und sein gutes Geld einem solchen Windbeutel überlasse; aber das war schon lange

her, und die es gehört haben wollten, waren wohl kaum zuverlässig.

„Dann war es für Sie wohl sehr hart, als Sie hörten, daß ich — oder vielmehr, daß mein Sohn existierte?“

Bei der unerwarteten Frage geriet Hermann doch ein wenig aus der Fassung; er maß seine Cousine mit dem größten Erstaunen, und es dauerte eine Weile, ehe er Worte fand.

„Ich will aufrichtig sein, Madame — oder Cousine, wenn ich mir erlauben darf.“

„O nein, Madame ist besser; das sagen wir immer in Amerika, und es ist viel passender.“

Hermann fühlte sich plötzlich weit von ihr zurückgeschleudert, sie nahm eine Stellung ihm gegenüber an, auf die er nicht gerechnet hatte. Schnell wechselte er den Ton.

„Gewiß, Sie haben recht, Madame! Ich gönne Ihnen von ganzem Herzen die Erbschaft, jetzt besonders, da ich in Ihnen eine tüchtige, geistreiche Dame schätzen lernte, und ich sehe mit Genugthuung, daß Baartsicht dem rechten Erben wieder zufällt. Ich hätte es nur schmerzlich bedauert, wenn ein anderer entfernter Verwandter der Glückliche gewesen wäre.“

„Bitte, wollen Sie zum Frühstück kommen? Hier neben ist angerichtet.“

Wie sie alles einzurichten weiß! dachte Hermann, ich muß mich zusammennehmen, aber sie wird doch ihren Meister finden.

Das Frühstück sah recht appetitlich aus; erstaunlich, wie alles schon am Schnürchen ging, nachdem die neue Herrin noch keine vierundzwanzig Stunden da war!

„Wollen Sie, bitte, Platz nehmen?“

Sie schlug an ein kleines Becken, das einen hellen Metallklang gab, und gleich darauf erschien ihr Sohn.

„Geoffrey, — Herr van Wieringdaele, dein Vetter, — oder vielmehr der Vetter deines Vaters.“

„Ein hübscher Knabe, genau das Ebenbild seines Papas!“ rief Hermann, der nichts mehr davon wußte, was für Augen oder Haare sein Vetter gehabt hatte.

„Ach nein, Vater war blond! — Nicht wahr, Mama?“ versetzte der schwarzlockige Knabe.

„In der That! — Herr Wieringdaele, wollen Sie so gut sein, die Hühner vorzulegen?“

„Gewiß, Madame, sehr gern! — Ja, in der That, Ihr Sohn sieht aus, als wenn sein Vater ein Spanier oder Orientale gewesen wäre.“

Die Lippen der Amerikanerin schienen zu verschwinden. War es, weil sie so blaß wurden wie die Farbe ihrer Wangen, oder weil sie fürchtete, daß Hermann, der nicht auf die Hühner achtete, das reine Tischtuch in Gefahr brächte? Über solche Kleinigkeiten ist eine Amerikanerin doch erhaben.

„Allerdings, Madame, allerdings! Meine Frau hat prachtvolles goldblondes Haar, und Sie sind schwarzhaarig!“

„Ich war es einmal.“

„Haben die Sorgen es Ihnen angetan?“

„Die Sorgen und die Arbeit; denn nach Alexanders Tode mußte ich tüchtig arbeiten. Ich hatte eine Nähsschule.“

„Sie — eine Nähsschule?“

„Ja, allerdings, ich war dazu gezwungen. Ich war arm und mußte arbeiten für meinen Knaben.“

„O, es ist ein so tapferes Mütterchen!“ rief Geoffroy entzückt, — „und so fleißig.“

Sie blickte auf ihre Hände, welche noch die Spuren der angestrengten Arbeit zeigten.

Hermann bemerkte die beiden Trauringe.

„Sie sehen auf meine Ringe!“ sagte sie, wie um einer Frage zuvorzukommen, — „ich war zweimal verheiratet.“

„Dann heißen Sie nicht mehr van Wieringdaele?“

Sie lächelte flüchtig. „Doch! Ich war Witwe, als ich Ihren Vetter heiratete.“

„Ach so! Nehmen Sie es mir nicht übel!“

„Was denn?“

Es war Hermann wirklich nicht wohl zu Mute unter ihrem scharfen, durchdringenden Blick.

„Ist Sander schon lange tot?“ fragte er, um nur etwas zu sagen.

„Acht Jahre; nach seinem Tode hielt ich es für das Beste, Witwe zu bleiben.“

Die Schwarze trat in das Zimmer und flüsterte ihr etwas zu.

„Gut, Susanne! Bringe dem Herrn die Zigarre! — Im Garten oder unter der Veranda können Sie nach Belieben rauchen. Ich habe noch zu tun und erwarte den Notar. Wollen Sie gehen, so ist es mir auch recht; sonst wird Geoffroy Ihnen Gesellschaft leisten“, wandte sie sich wieder an den Besucher.

Hermann verstand, daß sein Besuch lange genug gedauert hatte.

Fünftes Kapitel.

Nach kurzer Zeit war die Douairiere nicht nur mit ihren eigenen, sondern auch mit den Angelegenheiten ihres Betters Hermann vollkommen vertraut.

Der Notar und alle Geschäftsleute, die mit ihr zu tun hatten, waren erstaunt über ihr klares Verständniß aller Dinge, über die Entschiedenheit, ihre Sach- und Menschenkenntnis. Nur an amerikanische Zustände gewöhnt, wußte sie sich doch sofort in alle holländischen Verhältnisse einzuleben, und das einzige, was sie verdroß oder ihr unbegreiflich vorkam, war Weitschweifigkeit oder unnötiger Kram.

Ihren Better hatte sie beim ersten Blick durchschaut, und nach einer kurzen Unterredung mit dem Notar stand ihr Beschluß hinsichtlich seiner Person fest. Er wagte es nicht, seinen Besuch zu wiederholen, denn die Douairiere hatte es verstanden, ihm durch ihre überlegene Weise einen heilsamen Respekt einzulösen.

Seiner Frau erzählte er, daß er mit seiner neuen Cousine auf dem besten Fuße stehe, daß sie in allen Dingen ihn um seinen Rat angehe und nichts ohne seine Zustimmung tun wolle; er habe sich daher absichtlich zurückgezogen, um nicht zu sehr von ihr belästigt zu werden, denn es wäre unverantwortlich seiner Familie gegenüber, seine eigenen Interessen den ihrigen zu opfern.

Trotz seiner schönen Worte und seiner erkünstelten Ruhe verbrachte er ein paar unangenehme Tage in der größten Spannung und Ungewißheit. Er wußte nicht, was er tun sollte;

ob er sich noch einmal, jetzt in Begleitung von Frau und Kindern, in Baartjicht blicken lassen oder lieber still die Beschlüsse der Douairiere abwarten sollte.

Aber wenn sie überhaupt nichts tun würde? Wenn sie nichts von sich hören ließe?

Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn und wenn er sich ihren scharfen Blick und ihr spöttisches Lächeln wieder ins Gedächtnis rief, kam ihm das durchaus nicht unmöglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich vor.

Er war sich nun zu klar bewußt, daß die Hoffnung, von ihr aus seiner bedrängten Lage gerettet zu werden, der letzte Strohhalbm war, an den er sich seit langer Zeit schon festgeklammert hatte, — und wenn diese Hoffnung ihn auch betrog, was stand ihm denn dann bevor?!

Mit seinem gewohnten Leichtsinn suchte er so lange als möglich sich das Beste vorzustellen; den Klagen seiner Frau, die ihre Lage je länger, desto unerträglicher fand, begegnete er in seiner gewohnten hochfahrenden Weise; immer wieder warf er ihr ihre Kurzsichtigkeit und ihre plebejische Angst vor Gläubigern vor. — „Wenn du studiert hättest, so würdest du wissen, daß nichts so vornehm ist, als das Anbinden einer stattlichen Bären-Zahl; die größten und die mächtigsten Staaten haben die meisten Schulden. Deshalb brauchst du dir keine Sorge zu machen, du mußt dich auf einen höheren Standpunkt stellen, wie es einer van Wieringdaele geziemt.“ So pflegte er zu sagen.

Die arme Tonia fühlte sich selber armseelig klein gegenüber einer so vornehmen Größe, aber sie mußte sich Tag und Nacht plagen, denn Jantje war fortgelaufen, da sie seit drei Wochen keinen Lohn mehr bekommen hatte. Die Mutter hatte vor der Thür einen Heidenlärm gemacht, die Polizei hatte den dadurch entstandenen Menschenauflauf auseinanderreiben müssen, und schließlich mußte Tonia mit dem traurigen Rest des Geldes, das Berta ihr gegeben, die wütende Megäre zu-friedenstellen.

Hermann war natürlich wieder ausgegangen, als diese Szene sich abspielte; als er nach Hause kam, fand er seine Frau in erregtem Zustande und machte ihr wie gewöhnlich

Vorwürfe wegen ihrer Feigherzigkeit; wenn er nur da gewesen wäre, würde er das böse Weib schon gründlich abgefertigt haben.

Den größten Gefallen fand Hermann an seinem ältesten Töchterchen, das, seit Jantje fort war, es auf sich genommen hatte, die Gläubiger abzuweisen. Das gute Kind verstand das wie eine Alte, während die „alberne“ Nette sich versteckte, wenn die Schelle ging, und um keinen Preis zu bewegen war, den Leuten nur zu sagen, daß Papa und Mama nicht zu Hause seien.

Tonia war vor lauter Sorge und Arbeit nicht im Stande, ihre Gedanken zu sammeln, aber sie fühlte im Herzen einen unbestimmten Vorwurf, daß es auch in moralischer Beziehung bei ihr und den Ihrigen immer mehr zurückgehe, und daß ihre guten frommen Eltern sich sehr entrüstet haben würden über die Art und Weise, wie man die unschuldigen Kinder über das siebte und achte Gebot leichten Fußes hinwegschreiten ließ.

Inzwischen mußte sie ohne Magd fertig zu werden suchen und erlag fast unter der Last; es war kein Geld mehr im Hause, Kredit fand sie nirgends mehr, Hermann mußte selbst der Restauration fernbleiben, da er gänzlich abgebrannt war. So war er denn endlich entschlossen, den Besuch auf Baartsicht zu wiederholen, um der Witwe seine Interessen ans Herz zu legen; er wußte nur nicht recht, wie er es anfangen sollte, bis er schließlich sich selbst sagte, daß der gerade Weg der kürzeste und Aufrichtigkeit die beste und schönste Politik sei.

Sabina sollte ihn begleiten, um den neuen Vetter kennen zu lernen. Gerade war er mit seiner Toilette beschäftigt, die heute sorgfältig gemacht werden sollte, als Sabina außer Atem an die Tür klopfte.

„Papa, da ist Dajäre!“

Vor Schrecken ließ Hermann Kamm und Bürste fallen. Wer hätte so etwas denken können! Wie mochte es unten aussehen, — Tonia machte nie die Zimmer in Ordnung. Er hörte sprechen und hoffte im stillen, daß seine Frau, die heute aussah wie eine Vogelscheuche, sich nicht sehen lassen werde. Rasch legte er an seine Toilette die letzte Hand.

Es war wirklich die Douairiere, die in der großen schweren Kutsche des alten Herrn van Wieringdaele vor ihrer Thür hielt. Sie stieg aus und da die Thür gerade offen stand, war sie im Gange, ehe jemand es ahnen konnte.

Gerade rannte Tonia in einem unbeschreiblichen Morgenrock mit einem Kinde auf dem Arm und einem zweiten hinter sich aus der Küche in das Wohnzimmer, und die Douairiere, die wohl glauben mochte, das Dienstmädchen vor sich zu haben, frug:

„Ist die Madame nicht zu Hause?“

„Ja — nein — das heißt — wollen Sie gefälligst eintreten!“

Sie führte den Besuch in den Salon, der aber längst gerade so heruntergekommen war, wie alles übrige. Leer war er allerdings nicht; in der Ecke stand ein Korb voll schmutziger Wäsche; Kinderkleider, zerbrochenes Spielzeug und Papierschnitzel lagen überall auf dem Boden und den Stühlen zerstreut. Das einzige, was noch an die frühere Herrlichkeit des Salons erinnerte, waren die lebensgroßen Porträts des Brauers und seiner Frau, die aus ihren schwer vergoldeten Rahmen vornehm und selbst geringschätzend auf die Unordnung und den Verfall zu ihren Füßen niederzublicken schienen; außerdem prangten noch ein paar verstaubte Maskartbuketts in Vasen aus einem Kronenbazar.

Tonia räumte geschwind ein paar Stühle ab, murmelte etwas zwischen den Zähnen vom Herrn, den sie rufen wolle, und machte sich so rasch als möglich aus dem Staube.

Die kalten, grauen Augen hielten genaue Musterung im Zimmer, ohne daß ein Blick verriet, was im Innern vorging. Die Amerikanerin blieb ruhig stehen; kein Laut entging ihr. Sie hörte hin- und herlaufen, flüstern, Kinder schreien und beruhigen, und dann zeigte sich ein Zug unbeschreiblicher Geringschätzung in ihren Mienen, der noch darin zu sehen war, als die Thür sich öffnete und Sabina eintrat.

„Madame,“ sagte das Kind, mit der Haltung einer kleinen Dame und gewandtem, sicherem Auftreten, — „Papa kleidet sich um und Mama hat viel mit den Kleinen zu tun, da wir gerade ohne Magd sind. Wollen Sie gefälligst Platz nehmen?“

Die Züge der Witwe wurden milder und sie fragte das Mädchen freundlich, wie es heiße, wo es zur Schule gehe, wie viel Schwesterchen und Brüderchen es habe, welche Fragen Sabina mit großem Ernst und sehr genau beantwortete, stets von ihren forschenden Augen verfolgt.

Inzwischen war Hermann in voller Toilette heruntergekommen; im Gang begegnete ihm seine Frau in dem unsauberen Kleide, und während er an ihr vorüberging, sagte er mit strafender Miene: „Siehst du wohl, — das kommt von dem elenden Grundsatz, daß im Hause alles gut genug ist! Nun wirst du überrumpelt und siehst aus wie ein Waschlappen. Welchen Eindruck muß das auf unsere Cousine machen!“

„Ich bitte dich, Hermann, wie kann ich denn —“

„Kleide dich nur rasch um, ziehe dein bestes Kleid an, hörst du; das blaue und deine Goldsachen —“

„Die sind ja längst fort, wie du weißt.“

„Na, es macht nichts! Wer ist bei ihr?“

„Sabinchen!“

„So, dann ist es gut!“

Er zog sein Taschentuch hervor, das er mit einigen Tropfen Opopanax besprengt hatte, um sich mit einem aristokratischen Duft zu umgeben, fuhr durch den Bart und nahm eine lächelnde Miene an, während er mit einer tiefen Verbeugung in das Zimmer trat.

„Welch eine Ehre, gnädige Frau Cousine — Madame, wollte ich sagen.“

„Sagen Sie jetzt nur ruhig Cousine,“ sagte sie mit spöttischem Lächeln. „Sie wissen jetzt bestimmt, daß ich es bin.“

Hermann wechselte die Farbe; sie hatte also schon erfahren, wie er dem Notar und den Herren vom Gericht zum Überdruß nachgelaufen war, um ihnen auf die Seele zu binden, doch ja gut zu untersuchen, ob die Amerikanerin nicht etwa eine Abenteuerin oder Betrügerin wäre.

„Sie werden einsehen, Madame, die Wachsamkeit, die holländische peinliche Sorgfalt —“

„O! Ich nehme es Ihnen keineswegs übel,“ sagte sie, ihm die Hand reichend. „Sie waren in Ihrem Rechte; aber

jetzt werden Sie doch überzeugt sein, daß ich wirklich Alexander van Bieringdaeles Witwe bin?"

„Und daß Ihr Sohn sein Kind ist, gewiß, M — —, Cousine!"

Die grauen Augen ruhten stechend auf ihm, während die kleine Sabine sich heimlich entfernte.

„O ja, diese Gewißheit haben Sie auch zu erhalten gesucht und gefunden, wie ich hoffen darf."

Gern hätte er ihr geantwortet, daß Amerika groß genug wäre, um unvermerkt ein Kind eines andern unterzuschieben; aber er bedachte glücklicherweise seine Abhängigkeit von der Frau, die ihm gegenüber saß, und so hielt er es für das Beste, von allen kleinlichen Racheplänen abzusehen.

„Ich möchte mit Ihnen über Ihre Angelegenheiten reden und zugleich die Bekanntschaft Ihrer Frau machen. Ich hatte ihren Besuch erwartet; aber da sie sich nicht hat blicken lassen, muß ich ihr wohl zuvorkommen."

„O gnädige Frau Cousine, wenn ich das nur geahnt hätte! Aber wir fürchteten, unbescheiden zu sein, da Sie noch nicht eingerichtet sind, und — und wir haben gerade jetzt keine Magd im Hause."

„Keine Magd? — O — —"

Hermann merkte, daß seine Frau von ihr für die Magd gehalten worden war und seufzte tief.

„Ja, Madame!" beteuerte er, „so ist es leider; wir sind sehr zurückgekommen, das Unglück hat uns in letzter Zeit schwer heimgesucht, allerlei Enttäuschungen und Verluste haben uns getroffen. Meine Energie reicht nicht hin, meiner Familie zur Stütze zu sein, und nun sind wir von einer schlimmen Katastrophe bedroht —"

Er zog das Taschentuch hervor und fuhr sich damit über die Augen.

„Meine Schwiegereltern — Gott wolle verhüten, daß ich den Toten Übles nachsage — hinterließen mir die Brauerei in einem Zustand —"

Die Douairiere winkte mit der Rechten ab.

„O, ich weiß alles. Sie verstanden nicht das mindeste von der Sache und ließen alles verkommen."

„Aber Cousine, Sie werden doch wohl einsehen — ich war nicht dafür erzogen — ich habe studiert.“

„Ja, Student sind Sie allerdings gewesen.“

Sie verstand es, ihm mit seinen eigenen Worten zu dienen, aber einen ganz andern Sinn hineinzulegen.

„Und was verstehen Sie denn eigentlich?“ fragte sie und ihr Blick schien ihn ganz durchbohren zu wollen.

Er spielte mit seinem Taschentuche und ließ die Augen rechts und links gehen, um ihrem prüfenden Blicke auszuweichen.

„O, gar manches — dies und jenes —“

„Ja, aber wozu glauben Sie am meisten Anlage zu haben? In welchem Fach oder in welchem Handwerk“ — er sah sie entrüstet an, aber sie nahm keine Notiz davon, — „glauben Sie am besten etwas verdienen zu können, um Ihrer Frau und Ihren Kindern eine bescheidene Existenz zu sichern?“

„Das ist eine Frage, Cousine, die ich nicht sofort beantworten kann.“

„Ach so, die Wahl scheint Ihnen schwer zu sein. Wer alles verstehen will, versteht nichts ordentlich.“

Hermann wußte nicht, wie er diese Beleidigung hinnehmen sollte.

In diesem Augenblicke erschien Tonia in ihrem etwas altmodischen blauen Kleid, aber doch gewaschen und gekämmt.

Die Douairiere tat, als wenn sie dieselbe zum ersten Male erblickte; sie reichte ihr die Hand und setzte, ohne sie weiter zu beachten, das Gespräch mit Hermann fort.

„Das ist also eine Frage, die wir später noch überlegen können,“ sagte sie. — „Hören Sie, was ich inzwischen beschlossen habe. Ich habe den Notar beauftragt, den Stand Ihres Vermögens zu untersuchen und Ihren Gläubigern einen Vergleich anzubieten. Natürlich wird die Brauerei, auf welcher schwere Hypotheken ruhen, verkauft und dann werden wir sehen, wie weit wir kommen. Was fehlen sollte, um einen annehmbaren Vergleich herbeizuführen, werde ich beisteuern. Dann verlassen Sie die Stadt.“

„Aber, Madame, bedenken Sie doch! Wir sind hier mit allen Dingen verwachsen, mit den Familien, den Häusern, ja mit den Pflastersteinen selbst —“

„Die finden Sie überall wieder,“ meinte sie achselzuckend mit einem feinen Lächeln, — „und die Leute hier werden sich über Ihr Fortgehen schon zu trösten wissen.“

„Aber meine Frau und meine Kinder sind hier zur Welt gekommen; das sind Bande, die man nicht so leicht zerreißt. Ich für meine Person würde ein Centrum der Intelligenz zum Wohnen vorziehen, aber für Antoinette wird es schrecklich sein, Meeringen zu verlassen, — nicht wahr, Kind?“

Tonia wagte es nicht, ihrem Manne zu widersprechen; doch konnte sie es auch nicht über sich gewinnen, ihm beizupflichten, denn sie fühlte tatsächlich seit langer Zeit ein heftiges, fast unwiderstehliches Verlangen, von hier fortzukommen; sie schämte sich bereits über die Straße zu gehen in der Stadt, wo sie einst als Mädchen und junge Frau so hoch angesehen gewesen war. In ihrer Not nahm sie zu Tränen ihre Zuflucht.

Lieblosend nahm Hermann ihre Hand und sagte, sie freundlich tröstend: „Gräme dich nicht, armes Kind! Unsere gute Frau Cousine wird nicht so grausam sein, dich deiner geliebten Vaterstadt zu entreißen.“

„Es tut mir leid,“ klang es mit klarer entschiedener Stimme zurück, — „ich muß aber auf Ihre Abreise von hier bestehen. Es ist eine der Bedingungen, unter welchen allein ich Ihnen sogleich helfen kann.“

Hermann seufzte tief. „Wir sind ganz in Ihrer Macht, Madame! Und es hängt allein von Ihrem guten Herzen und Ihrem edlen Gemüte ab, von Ihrer Stellung und unserer elenden Lage keinen Mißbrauch zu machen.“

„Ich will Sie durchaus nicht zwingen, aber ich habe doch gewiß das Recht, meine Bedingungen zu stellen. Wollen Sie dieselben nicht annehmen, — gut, so ziehe ich mich zurück.“

Tonia sah sie mit solch einem flehenden und verzweifelungsvollen Blick an, daß Frau von Wieringdaeles Entschluß, der Familie unter allen Umständen zu helfen, ohne sich an Hermanns Geschwätz zu stören, fester stand denn je.

„Aber Madame!“ so begann er wieder, „Sie können sich doch wohl denken, welche große Demütigung für mich in dem Umstande liegt, daß sie einen Dritten beauftragen, meine Angelegenheiten zu ordnen. Ich bin doch ein Wieringdaele, so

gut wie Sie und Ihr Sohn! Es wird mir schwer, sehr schwer, solch eine Behandlung mir gefallen zu lassen."

Frau van Bieringdaele erhob sich gemessen und ruhig wie immer.

"Ich weiß, welche Verpflichtungen der Name mir auferlegt und dementsprechend bin ich vorgegangen. Wollen Sie Bedenkzeit haben, oder gehen Sie ohne weiteres auf meinen Vorschlag ein? Ich sage Ihnen nur, daß ich mich auf keine Unterhandlungen einlasse. Entweder nehmen Sie mein Anerbieten an, oder aber Sie schlagen es aus!"

Nun sprang Tonia plötzlich auf, und einer Ertrinkenden gleich, die das ihr zugeworfene Rettungstau den Händen ent-schlüpfen fühlt, ergriff sie die Hand der Amerikanerin:

"O nein, gnädige Frau! Wir nehmen Ihr liebevolles Anerbieten dankend an. Es ist für Hermann hart, daß Sie ihn weiter nicht befragen wollen; er ist aus ganz anderem Stoff als ich. Aber ich bin Ihnen so dankbar, so von Herzen dankbar, auch wegen meiner Kinder. Helfen Sie uns doch fort, unsere Lage ist unhaltbar!"

Die Amerikanerin zeigte eine augenblickliche Rührung, die sie nicht leicht überkam; sie drückte ihre Lippen flüchtig auf Tonias bleiche Stirn und sagte:

"Beruhigen Sie sich, armes Frauchen, und vertrauen Sie mir! Alles wird schon wieder gut werden."

Sechstes Kapitel.

Als die Besucherin das Haus verlassen hatte, mußte die arme Tonia natürlich allen Ärger und jede Erniedrigung entgelten, die ihr Mann von Seite der Amerikanerin hatte hinnehmen und erdulden müssen.

"Du hast deinen Beruf verfehlt! Du hättest Schauspielerin werden müssen! Meinst du der stolzen Madame noch Dank schuldig zu sein? Eine Wohlthat, in so erniedrigender Weise angeboten, hat gar keinen Wert und kann gar keinen Dank beanspruchen! Unerhört, einen Mann von meinem Stande und meiner Bildung so zu behandeln! Aber das kann nicht von ihr ausgegangen sein! Man hat mich bei meiner Cousine

angeschwärzt, mich verleumdet; denn als ich sie zum ersten Male besuchte, sprach sie ganz anders, war sie viel höflicher und freundlicher. — Und nun muß meine eigene Frau sich noch mit ihr verschwören! Ist das Liebe, ist das der Gehorsam, den du mir am Altare gelobt hast? Aber so bist du immer gewesen, du hast immer nur an deine eigene Bequemlichkeit, an deinen eigenen Vorteil gedacht. Du hast nie danach gefragt, was deinem Manne zukommt; meine Ehre ist dir gleichgültig. Du schenkst mir kein Vertrauen, obchon ich stets die Zukunft ins Auge faßte und alle Folgen meiner Handlungsweise genau berechnete.“

Die arme Tonia vergoß bittere Tränen bei all den Vorwürfen und verachtete sich selber, weil sie so egoistisch, so beschränkt war; aber trotzdem freute sie sich heimlich in dem Gedanken, daß jetzt alles anders werden würde, daß sie von der drückenden Schuldenlast befreit werden, Meeringen verlassen und anderweitig ein neues Leben beginnen würde. O! es war schändlich, daß sie sich freute über das, was ihr Mann als tiefe Demütigung empfand, aber doch hätte sie der Cousine den Saum des Gewandes küssen wollen, so dankbar war sie ihr für ihre Güte.

Hermann mußte sich wohl oder übel unterwerfen; es ward ihm schwer, denn er hatte gehofft, daß Frau van Wieringdaele ihm eine ansehnliche Summe Geldes schenken würde, womit er dann nach Belieben würde schalten können; es war ihm eine sehr bittere Pille, daß sie ihn in dieser Weise bevormundete.

Alles verlief jedoch in bester Ordnung; der Notar brachte mit den Gläubigern einen Vergleich zu stande, den diese bereitwillig annahmen, da sie überzeugt waren, sonst leer auszugehen.

Alle Bemerkungen und Winke Hermanns blieben einfach unbeachtet; wo nach dem Gesetze seine Zustimmung erforderlich war, zwang man ihn, diese zu geben, und mochte er auch noch so viel von Mißbrauch der Macht, von Vergewaltigung und Aufnötigung von Wohlthaten reden, — das Ende vom Liede war doch, daß er alles tat, was man von ihm verlangte.

Die Amerikanerin zog sich nicht zurück, wenn es dem

Notar auch schien, daß die Schuldenlast ihres ehrenwerten Herrn Veters ihre Erwartungen überstieg; sie bezahlte alles ohne Klage und Vorwurf, und durch diese wahrhaft fürstliche Großmuth stellte sie sich den Meerisingern gegenüber auf einen hohen Standpunkt. Die Amerikanerin, wie man sie allgemein nannte, gewann aller Sympathie und Bewunderung, und es blieb Hermann nichts mehr übrig, als seine Wohltäterin ebenfalls hochzuschätzen, wenn er mit der Art und Weise, wie sie ihre Wohlthaten erwies, sich auch nicht befreunden konnte.

Als alles in der Ordnung war, lud Frau van Wieringdaele Hermann und die Seinigen auf Vaartsicht ein; sie schickte ihnen den Wagen und wollte sie den ganzen Tag dort behalten; zu gleicher Zeit wollte sie von Hermann, der ihrem Schwiegervater geholfen hatte, die Münzsammlung anzulegen, einige Aufschlüsse erbitten.

Hermann hatte längst allen Zorn gegen seine Wohltäterin fahren lassen; er nannte sie überall eine Kapitalfrau, eine echt moderne Dame in des Wortes bester Bedeutung, das Ideal einer Lebensgefährtin, die jeder Mann sich wünschen würde; und die arme Tonia, die nur zu gut fühlte, wie weit sie hinter jener Vollkommenheit zurückblieb, bedauerte es jetzt noch mehr als früher, daß ihr Mann sich zu ihr herabgelassen hatte. Er und die Douairiere, das wäre ein würdiges Paar gewesen.

Der kleine Geoffroy oder Gottfried, wie er jetzt genannt wurde, empfing die Gäste seiner Mutter mit großer Freundlichkeit und einer Lebensart, die über seine Jahre hinausging.

„Wie groß er ist für sein Alter!“ rief Tonia; — „er ist doch gerade so alt, wie unsere Sabine, nicht wahr?“

„Wohl möglich!“ entgegnete Frau van Wieringdaele zerstreut. — „Bei uns in Amerika sind wir in allen Dingen weiter vorgeschritten.“

„Ja, das ist auch das Land der Zukunft,“ meinte Hermann; „ich glaube, daß Amerika das Land ist, wo ich zur Geltung kommen würde, wo ich mich frei entwickeln könnte!“

„Ich glaube es kaum,“ entgegnete die Douairiere trocken; „denn dort ist an erster Stelle erforderlich Eifer, Arbeitslust und einfache Lebensweise.“

Hermann mußte nichts zu erwidern, und sie fuhr un-

barmherzig fort: „Und wenn es einem daran fehlt, reussiert er dort ebensowenig wie hier.“

Hermann verharrte in Schweigen; dieser Frau war er nicht gewachsen, aber es machte nichts aus, ihre Schlagfertigkeit war ein Vorzug mehr.

Seiner Tonia hatte er unterwegs den Auftrag gegeben, sich vorsichtig bei der Cousine nach ihrem früheren Leben zu erkundigen. — „Du weißt nicht, von welchem Gewicht dieses für uns sein kann,“ sagte er, „sei also nicht so schläfrig und träumerisch, sondern schlau und aufmerksam. Frage sie einmal, wie sie mit Sander bekannt geworden ist, wie ihr erster Mann hieß, ob er schon lange tot ist, und solcherlei Dinge mehr, wodurch man näher miteinander bekannt wird.“

Aber Tonia fühlte sich ihrer vornehmen Cousine gegenüber so bekümmert und verlegen, daß ihr alle Fragen auf den Lippen erstarben und sie am liebsten schweigend neben ihr saß. Auch Frau van Wieringdaele sah sich nicht veranlaßt, sich in ein Gespräch mit der unbedeutenden Frau einzulassen. Sie überließ sie fast ganz ihrem Schicksal, und wenn Tonia nicht unter dem Drucke der Einflüsterungen ihres Mannes gestanden hätte, würde sie die herrliche Ruhe, die sie umgab, in vollen Zügen genossen haben. Es war so etwas Außerordentliches für die arme Person, nicht für die Kinder und das Essen sorgen zu müssen, daß sie sich willen- und gedankenlos dem ruhigen Strom des Nichtstuns hingab.

Frau van Wieringdaele musterte mit Hermann die Münzen durch und verglich sie mit dem Katalog, den er selbst früher angefertigt hatte. Er versäumte natürlich nicht, viel Aufhebens zu machen von dem Kopfzerbrechen, welches das Ordnen und Aufzeichnen ihm verursacht habe, aber er erzählte nicht dabei, wie behaglich er sich damals in dem kleinen Kabinette eingerichtet bei einem feinen Glas Wein und der Aussicht auf ein gutes Diner oder Souper.

Die Dame des Hauses ließ ihn ruhig schwägen; sie sprach mit ihm die beste Art und Weise, die Münzen zu verwerten, denn Geld brauche sie, wie sie sagte. Sie dürfte natürlich das Kapital ihres Sohnes nicht angreifen und müßte alles von den Zinsen bestreiten, denn es würden einige Jahre

darüber hingehen, ehe sie alles, was sie hatte auslegen müssen, wieder vereinigen konnte. Nun hatte Hermann natürlich taube Ohren.

„Darf ich Ihnen dies zum Andenken geben?“ sagte sie plötzlich, sich an Tonia wendend und ihr eine ansehnliche Münze reichend.

Hermann aber hatte sie kaum gesehen, als er freudig überrascht ausrief:

„Das ist zu viel, Cousine, solch ein kostbarer Augustus, den mein seliger Onkel mit zehntausend Gulden bezahlt hat!“

Tonia stimmte ganz erschreckt bei.

„Mein Sohn und ich“, sagte sie, die Hand auf Geoffreys Schulter legend, „haben beschlossen, Ihnen dieses Stück zu schenken; Sie dürfen es natürlich veräußern.“

„Ja,“ pflichtete Geoffrey bei, „ich habe Mutter gesagt, daß Sie Recht auf ein Andenken von Großpapa haben. Wäre ich nicht gewesen, so hätten Sie ja alles bekommen.“

„Das ist wahr; aber ich bedauere es nicht, daß mein Vetter sich verheiratet und einen Sohn hinterlassen hat, da mir dadurch die Gelegenheit erwuchs, die Bekanntschaft so wahrhaft edler Menschen zu machen.“

Frau van Wieringdaele schloß die Münzen ein und sagte:

„Jetzt wollen wir das Weitere besprechen. — Sie werden also bald die Stadt verlassen?“

„O Cousine!“ beteuerte Hermann, die Hand aufs Herz legend, — „es wird uns nicht schwer, Meeringen zu verlassen, wo wir so manche gute und böse Stunde verlebt haben; aber auf Ihre Nähe, auf Ihren Umgang verzichten zu müssen, das ist hart, sehr hart, — nicht wahr, Tonia?“

Die Douairiere zwinkerte mit den Augen, als wenn sie jagen wollte: Das kennen wir schon!

„Ich werde mich bemühen, Ihnen an irgend einem Museum eine Stelle zu verschaffen. Mir scheint, das ist gerade so etwas, was Ihrem Verstandnis und Geschmack entspricht.“

„Mein schönster Traum wäre damit erfüllt!“

„Ich meine, es wird nicht schwer sein, Ihnen eine derartige Stelle zu besorgen; denn da mein Sohn die Münzsammlung seines Großvaters nicht ganz unter den Hammer bringen

möchte, will ich sie irgend einem Museum leihweise überlassen, dann kann er später selbst darüber bestimmen. Nicht wahr, Geoffroy?"

„Ja, Mutter!“ sagte das Kind, ohne sich zu bedenken.

„Und wenn ich das tue, werde ich mir vielleicht das Recht erwerben, Sie dort zu beschäftigen. Vorläufig werden Sie wohl von dem Ertrag dieser Münze in Amsterdam oder im Haag leben können.“

„Gewiß, Cousine!“

„Sie fangen jetzt mit einer reinen Tafel an; machen Sie ja keine neuen Schulden, zahlen Sie alles bar.“ Dabei sah sie Tonia mit einem so strengen Blick an, daß das arme Geschöpf sich vor Scham kaum zu fassen wußte.

„Und dann wollte ich auch die Erziehung eines Ihrer Kinder auf mich nehmen, unter der Bedingung, daß Sie es mir ganz abtreten.“

Tonia zuckte zusammen und ward bleich wie eine Tote, während Hermanns Augen vor Freude glänzten.

„O Madame, wie gütig Sie sind! Eines meiner Kinder wollen Sie zu sich nehmen? Welch ein Vorrecht! Wo sind sie doch! Sie werden sich natürlich am meisten zu Sabine hingezogen fühlen; es ist ein sehr talentvolles Kind. — Sie verzeihen mir den väterlichen Stolz —, ganz und gar eine Aristokratin, eine Dame; darauf können Sie sich verlassen.“

„Nein,“ entgegnete die Douairiere trocken, „Sabine gefällt mir nicht, ich will die zweite haben, Antoinette.“

Die Tränen sprangen Tonia in die Augen; ihre Hände und ihre Lippen zuckten, sie wollte etwas sagen; aber ihr Mann kam ihr hastig zuvor:

„Das wundert mich sehr, Cousine, aber der Geschmack ist verschieden. Antoinette ist auch ein gutes Kind, aber einfacher und beschränkter als ihre Schwester. Aber doch auch ein guter Charakter, alle meine Kinder sind gut. Es ist uns natürlich ganz einerlei, — wir gönnen es Antoinette ebenso gern als Sabine.“

„Madame,“ sagte Tonia jetzt in einem solch feierlichen Ton, daß Frau van Wieringdaele sie erstaunt anblickte, als wenn sie nicht begreifen könne, daß es wirklich die unbedeutende

Frau sei, die zu ihr sprach, — „Ihr Anerbieten ist sehr freundlich, und wir haben schon so viel Gutes von Ihnen erfahren, daß wir es nicht abweisen dürfen und können. Es ist mir sehr hart, ein Kind entbehren zu müssen; aber das macht nichts, das Glück des Kindes ist die Hauptsache. Es steht nur noch ein großes Bedenken im Wege; Sie sind nicht katholisch wie wir — Sie wissen, die Mutter meines Mannes war katholisch —“

„Nicht doch, ich frage nie, zu welcher Religion sich jemand bekennt,“ entgegnete die Douairiere etwas von oben herab, jedoch mit einem gewissen Interesse die Sprecherin mustern.

„Ich darf die Religion meines Kindes nicht in Gefahr bringen, und wir können Ihr Anerbieten daher nur annehmen, wenn Sie versprechen, dem Mädchen eine ganz katholische Erziehung zu geben. Ich könnte es der Kleinen gegenüber nicht verantworten, wenn ich sie der Religion entzöge, in welcher sie geboren ist.“

Hermann traute seinen Ohren nicht; wie war es möglich, daß diese Tonia, die sonst kaum den Mund zu öffnen wagte, gegenüber der Douairiere einen solchen Ton anschlug? Wie kam es ihr nur in den Sinn, die Frommen zu spielen? Er selbst nahm es mit seinen religiösen Pflichten nicht sehr genau und rühmte sich seinen Freunden gegenüber, daß er über alle religiösen Vorurteile erhaben sei. Die überlasse er den Kindern und den alten Weibern; sein Geist sei zu frei, um sich Fesseln anlegen zu lassen.

Aber was ihn noch mehr verwunderte als die Freiheit, die Tonia sich erlaubte, das war der Eindruck, den ihre Worte auf die Douairiere machten. Ihre gewöhnliche blasser Farbe war plötzlich fahl geworden; ihre dünnen Lippen verschwanden fast ganz und ihre Augen schienen Funken zu sprühen.

O, diese dumme Tonia, dachte Hermann bei sich. Sie hatte mit ihrer Beschränktheit gewiß alles verdorben. Wie kam sie nur dazu, jetzt gerade zu reden, während sie sonst kaum ein Wort hervorzubringen wußte?

Frau van Wieringdaele hatte sich aber bald wieder gefaßt, und mit ihrer gewohnten Selbstbeherrschung sagte sie zu ihrem Sohne:

„Geh mit dem Mädchen spielen, Geoff; Kinder müssen nicht immer bei den Großen sitzen, um alles auszuhorchen.“

Der Knabe errötete. „Ich will schon gehen, Mutter, aber die Mädchen sind noch so klein.“

„Zeige ihnen den Garten und die Vögel.“

Der Knabe entfernte sich, und nun begann die Douairiere in ihrem gewohnten Ton:

„Es war unklug von mir, diese Sache in Gegenwart des Kindes zu besprechen; das sind Fragen, womit er noch nichts zu schaffen hat.“ Und dann fragte sie, sich an Hermann wendend: „Denken Sie gerade so über die Erziehung Ihres Kindes wie Ihre Frau?“

„Das heißt — das heißt —“ stotterte dieser, „ich bin nicht so absolut — ich sage immer nur, es macht nichts aus, was ein Mensch glaubt, sondern wie er handelt. Wenn er nur brav ist —“

„Um brav zu sein und es zu bleiben, findet man die wirksamsten Mittel bei uns in der katholischen Religion“, sagte Tonia; „und darum sage ich, das Kind ist katholisch und wird es bleiben, solange ich noch ein Wort mitzusprechen habe.“

Hermann sah seine Frau mitleidig an und blickte dann zu der Witwe hin, als wenn er sagen wollte: Sie weiß es nicht besser, wir aufgeklärten Leute denken anders darüber.

Frau van Wieringdaele aber tat, als wenn sie nichts bemerkte. — „Ich bin für Freiheit des Gewissens“, sagte sie endlich; „ich gönne sie jedem und verlange sie auch für mich selber. Welche Religion Ihr Kind hat, ist mir vollkommen gleichgültig. Sie kann ebenso gut, vielleicht noch besser, in einer Klosterschule erzogen werden, als in einem weltlichen Pensionat. Ich habe nichts dagegen.“

„O, ich danke Ihnen von Herzen“, schluchzte Tonia.

„Das ist also abgemacht. — Wollen wir jetzt unter der Veranda Tee trinken? Dann haben wir für heute keine Geschäfte mehr.“

Hermann empfand innerlich eine gewisse Eifersucht, wenn er bedachte, daß es seiner Frau, der blöden Truttschel, gelungen war, ihren Willen der Amerikanerin gegenüber durchzusetzen, was er nie vermocht hatte. Wie kam es doch?

Daß eine feste Überzeugung eine Kraft besitzt, der alles weichen muß, das war dem guten Manne durchaus unbekannt, da er selbst nichts derartiges besaß.

Zu Tonias größtem Erstaunen rührte er während der Heimfahrt diesen Gegenstand nicht an. Sie hatte sich darauf gefaßt gemacht, manchen gehässigen Vorwurf darüber hören zu müssen, aber Hermann war sehr schweigsam. Die Kinder waren voll von dem Vergnügen, das sie gehabt hatten, von Geoffreys schönem Pferdchen und dem kleinen Wagen und dem Vogelhaus und dem Goldfischteiche.

„Ist es wahr, Papa?“ fragte Sabine, „daß eine von uns immer auf Vaartsicht bleiben darf? Ich möchte, daß ich es wäre; ich finde die Tante so lieb, und Geoffrey ist ein so artiger Junge.“

„Ich nicht,“ sagte Mettchen; „ich mag die Tante nicht, sie hat Lippen wie kleine Schlangen, und ihre Brosche ist eine große Spinne; das sind lauter falsche Tiere.“

„Pfui, Kind! Wie kannst du so sprechen von der Dame, der wir so viel zu danken haben!“ schalt sie Hermann. — „Du sprichst immer von Erziehung,“ wandte er sich dann an Tonia, — „aber dann könntest du wohl besser darauf achten, daß deine Tochter sich etwas anständiger benehmen lernt.“

„Papa!“ rief Sabine, „wußtest du schon, daß Gottfried einen älteren Bruder gehabt?“

„Nein, Kind, davon wußte ich nichts! Ich hatte dir doch gesagt, Frau, du solltest dich nach diesem und jenem erkundigen, aber du hast so viel zu tun mit deiner hohen Philosophie, daß du keine Zeit findest, den Wünschen deines Mannes Gehör zu geben. — Erzähle mir einmal, Winchen: was sagte Gottfried von seinem Brüderchen? War es schon lange tot? Und wie hieß es?“

„Es hieß, es hieß — es war so ein fremder Name.“

„Suan“, sagte Anette.

„Ja, aber er hatte es nie gesehen und er erinnerte sich auch nicht mehr, wann es starb, und es hieß auch nicht Wieringbaele.“

„Vom ersten Mann gewiß. Es war also älter?“

„Nein, es war ein kleines Brüderchen“, versicherten die Mädchen. —

„Tonia,“ sagte Hermann später zu seiner Frau, „es steckt sicher ein Geheimniß hinter dem Leben jener Frau. Was mag es sein? Wenn ich es wüßte, hätte ich sie in meiner Macht.“

„O pfui, Hermann! Das hat sie nicht um uns verdient!“ rief Tonia entrüstet.

„Das verstehst du nicht, Kind! Im Kampfe des Lebens kann man sich über alles hinwegsetzen.“

„Auch über die Dankbarkeit?“

Er zuckte die Achseln. „Es ist noch die Frage, wer hier Dank zu beanspruchen hat. Ich traue ihr nicht, mag sie noch so freundlich sein.“

Tonia schwieg, aber sie mußte doch auch an die geschlängelten Lippen und an die Spinne am Busen der Witwe denken.

Siebtes Kapitel.

Zehn Jahre waren vergangen.

Meeringen ist geblieben, was es war; Baartsicht ist eines der schönsten Landhäuser weit und breit geworden; Frau van Wieringdaele hatte die Kunst verstanden, es zu großer Blüte zu bringen. Kein Rentmeister hätte die Besitzungen ihres Sohnes besser verwalten können als sie. Niemand würde in dem geschmackvoll restaurierten Wohnsitz, dessen Inneres ganz den Anforderungen der Zeit gemäß umgewandelt war, das alte halbzerfallene Haus, in welches sie einst ihren Einzug hielt, wiedererkannt haben.

Die Jahre schienen unvermerkt an ihr vorübergegangen zu sein; nur ihre Locken sind jetzt ganz ergraut, was ihr weit besser steht als das Grauschwarz von ehemals; — weiter hat sie sich nicht geändert. Sie trägt noch immer die glatten dunklen Kleider und auch die silberne Spinnenbrofche ist noch da. Für ihre eigene Person hat sie wenig Bedürfnisse; sie besucht keine Gesellschaft und hat nur mit wenigen Umgang. Nur während der Sommerferien machte sie große Reisen mit ihrem Sohne; das gehörte zur Erziehung, wie sie sagte. Sie war sehr wohlthätig und gab mit milder Hand; wer mit einer Bitte zu ihr kam, mochte es einer einzelnen Person, einer

Familie oder einem Verein gelten, fand bei ihr ein offenes Ohr und eine volle Börse. Sie gab, ohne nach der Religion oder Nationalität zu fragen, sie erkundigte sich nicht einmal, ob die Personen, welchen sie ihre Almosen spendete, diese verdienten oder nicht.

Natürlich wurde sie trotz ihrer Klugheit oft betrogen und verschwendete ihre Gaben manchmal an Leute, die gar nicht bedürftig waren; sie machte sich aber nichts daraus. — „Um so schlimmer für sie“, sagte sie; „ich gebe, weil ich geben will, und kein anderer leidet darunter, wenn ich bisweilen einem etwas schenke, der es nicht verdient. Ich kann mich nicht darauf einlassen, jeden einzelnen Fall erst zu untersuchen.“

Obwohl sie wenig mit den Leuten in Berührung kam, hatte sie so die allgemeine Sympathie und Achtung gewonnen. Man nannte sie noch immer aus alter Gewohnheit „die Amerikanerin“, aber sie wurde von niemanden mehr als eine Fremde angesehen.

Das einzige, was man bedauerte, war, daß weder sie noch ihr Sohn einen Funken Religion zu besitzen schienen; man sah sie nie in der Kirche. Bei einer Volkszählung hatte sie in der Rubrik Religion einfach das Wörtchen: „keine“ geschrieben. Wenn man sie um einen Beitrag für irgend eine Kirche anging, hatte sie stets einen ablehnenden Bescheid. „Religion halte ich für überflüssig“, erklärte sie. „Mögen jene zum Kirchenbau beisteuern, die zur Kirche gehören! Ich tu meine Pflicht, oder was ich für meine Pflicht halte, das genügt mir.“

Ihrem Sohne hatte sie guten Unterricht angedeihen lassen; zuerst hatte er Privatstunden gehabt, dann besuchte er das Gymnasium und jetzt studierte er in Utrecht.

Der Sohn war ein hübscher junger Mann geworden; Gesichtsbildung, Augen und tiefschwarzes Haar gaben ihm einen südländischen Typus; er war ein guter Turner und Reiter und auch geistig sehr entwickelt. Er wollte „den Doktor machen“, weil seine Mutter es gern sah, aber er beabsichtigte, wenn er majorem geworden wäre, auf seinem Besitz zu leben und das Gut selbst zu verwalten.

„Dann trete ich ab als Regentin“, sagte die Mutter; „niemand weiß, wie gern ich den Posten niederlege.“

„War dir denn das Amt so schwer?“

„Jede Pflicht ist schwer, weil sie verpflichtet; die größte Kunst besteht darin, zur rechten Zeit den Platz zu räumen.“

„Aber du wirst Vaartsicht nie verlassen, Mutter!“

„Ich werde es verlassen am Tage nach deinem dreißigsten Geburtstag. Von dem, was du mir dann als Jahrgeld zugestehen wirst, und von meinen kleinen Ersparnissen werde ich still leben in einer großen Stadt.“

„Daraus wird nichts! Du bleibst hier die Herrin!“

„Es wird dann wohl bald eine andere Herrin kommen, und vor jener Zeit will ich fort sein.“

„Unfinn, davon zu reden! Ich habe noch zwei lange Jahre vor mir.“

Und das Thema wurde seitdem nicht mehr berührt.

An einem kalten Wintertag saß Frau van Wieringdaele vor ihrer Schreibkassette unter den Blumen der zum Gewächshaus umgeschaffenen Veranda. Es war draußen düster und kalt; hier jedoch herrschte eine angenehme gleichmäßige Wärme. Frau van Wieringdaele hatte das ganze Haus mit einer Warmwasserleitung versehen.

Das junge Mädchen, das ihr gegenüberstand und mit den Vorbereitungen zum Tee beschäftigt war, konnte nicht gerade schön genannt werden, aber es hatte ein angenehmes freundliches Gesicht, dichtes blondes Haar, das in einer großen Flechte über ihren Rücken niederhing, und eine hübsche, anmutige Gestalt. Jede ihrer Bewegungen hatte etwas Bescheidenes und Ruhiges; man hörte sie kaum kommen und gehen, so leise schwebte sie über den Teppich.

„Antoinette“, sagte die Witwe.

Das Mädchen blickte auf. „Was beliebt, Madame?“

„Hast du Briefe von Hause empfangen?“

„Ja, Madame!“

„Und wie geht es da?“

Sie zuckte die Achseln und seufzte: „Peter ist durchgefallen; Papa will nicht mehr, daß er Lehrer wird, wie er selber gern möchte, sondern verlangt, daß er Offizier werden soll; deshalb ist er jetzt zur Kadettenschule.“

„Ein vergoldeter Hungerleider und Bummler!“

„Sabine singt fleißig.“

„Und Mutter muß sich plagen, natürlich; während der Herr Papa sich beklagt, daß er verkannt und zurückgesetzt wird. Die alte Leier! — Und haben sie kein Anliegen?“

Das Mädchen wurde purpurrot und wendete sich rasch ab, ohne eine Antwort zu geben.

„Es würde ihnen nichts helfen, wenn sie selbst Rothschilds Millionen hätten,“ fuhr Frau van Wieringdaele fort, „sie wären doch immer in Schulden und Not. Das hat dein Vater auf dem Gewissen. Wer wirft eine so schöne Stelle fort, wie ich sie ihm besorgt hatte! Aus purem Eigensinn bringt er sich und seine ganze Familie ins Unglück.“

Antoinette erwiderte nichts; aber ihre Hand, die sich mit den Tassen zu schaffen machte, bebte sichtlich.

„Ich sollte mich nicht mehr um die Leute kümmern, sie verdienen es nicht. Es ist ein Abgrund ohne Boden; was man auch hineinwirft — der Brunnen wird nie ausgefüllt.“

Antoinette fuhr schweigend fort mit ihrer Arbeit.

„Hast du ihnen schon etwas geschickt?“

Sie senkte das Haupt wie eine Schuldbewußte und stotterte: „Ich will fortan meine Kleider selbst machen, und was ich von meinem Toilettengeld erübrige —“

„Davon kann dein Vater Zigarren rauchen und einen Bittern trinken. Sehr schön, gewiß, aber ich will, daß du dich ordentlich kleidest, verstanden? Ein Kleid muß gut sitzen und von einer tüchtigen Näherin gemacht sein. Ich kann daher nicht dulden, daß du deine Kleider selbst versuchst —“

„Aber Madame, ich kann doch —“

„Da — wenn du ihnen absolut etwas schicken willst, so nimm dieses hier.“

Sie gab ihr einen Schein von fünfzig Gulden.

„Ich werde nur nicht sagen, daß es das letzte Mal ist, denn das wird es gewiß nicht sein. Es ist ein Tropfen in den Ozean — sie kennen den Wert des Geldes nicht.“

„O Madame, wie bin ich Ihnen so dankbar!“ sagte Antoinette, mit den Augen voll Tränen zu ihrer Verwandten aufblickend. „Mein armes Mütterchen schrieb mir einen so

verzweifelte Brief! Sie wußte keinen Rat mehr, wie sie das Nöthigste beschaffen soll, und es ist mir so hart, daran zu denken, während ich es hier so gut habe.“

„Eigene Schuld tut am meisten weh“, sagte sie; „er ist ein Narr, und sie weiß sich nicht zu helfen. — Wenn sie auch Millionen hätten,“ wiederholte sie, „sie würden doch nie auf einen grünen Zweig kommen.“

Um Antoinettens Lippen zuckte es schmerzlich; es tat ihr weh, so von ihren Eltern reden zu hören, wenn sie in ihrem Herzen auch überzeugt war, daß die Witwe Recht hatte.

„Dein Vater verlangte, daß ich Sabinens Gesangsstunden bezahlen soll, aber darauf lasse ich mich nicht ein. Das Mädchen hat Talent, behauptet er. Ich glaube es nicht; schon als Kind fand ich sie unausstehlich naseweis, gerade wie den Herrn Papa. Sie täte besser, der Mutter zu helfen.“

„Dazu ist Sabine ganz ungeeignet.“

„Weil sie nicht will; weil dein Vater ihr täglich vorschwätzt, daß sie ein Genie ist, daß sie sich der Kunst widmen muß.“

„Sollte sie denn keine Anlage haben?“

„Kind, es ist in unserer Zeit so viel erforderlich, um sich in der Kunst einigermaßen hervorzutun! Es wird so viel verlangt, und deine Mutter, die so fromm ist, wird doch nie erlauben, daß Sabine zur Bühne geht.“

„O nein!“ rief Antoinette aus voller Überzeugung.

„Nun, was soll sie dann mit ihrem Talente anfangen?“

„Konzertsängerin werden.“

„Als wenn das so leicht wäre! Als wenn deines Vaters älteste Tochter so viel Eifer und Ausdauer besäße, um die schwere Schule durchzumachen, die jetzt jeder absolvieren muß, der als ein außergewöhnlicher Stern glänzen will!“

„Man hat ihr doch viel Hoffnung gemacht.“

„Ja, wenn man ihr und ihrem Vater glauben dürfte! Wegen des einen Mädchens soll nun die ganze Familie geopfert werden! — Was macht denn dein anderes Schwesterchen,“ fuhr die Witwe fort, — „wie heißt es nur?“

„Roschen, das heißt Jakobä.“

„Und was ist das für eine?“

„Ein gutes Kind, aber ein rechter Wildfang. Sie hilft Mama, soviel sie kann; am liebsten möchte sie Putzmacherin werden, aber —“

„Das ist dem Herrn Papa gewiß zu ordinär, das paßt nicht für seinen Stand. Wenn er doch nur endlich klug würde und die Kinder etwas lernen und verdienen ließe!“

Man hörte ein leises Knirschen im Kieselstrand, und gleich darauf sahen die Damen, wie Gottfried vor den Fenstern der Veranda von seinem Zweirad heruntersprang.

Er klopfte an die Glastür und trat ein, — eine stattliche Erscheinung in seinem Sportkostüm. Seine Augen glänzten von dem Ritt in der frischen Luft und seine Wangen glühten.

„Guten Tag, Mutter und Cousinchen!“ rief er, guter Dinge, — „das war eine prächtige Fahrt; die Wege sind so hart wie Stein.“

„Kommst du jetzt von Utrecht?“

„Ja, über Amsterdam.“

„Eine gehörige Strecke!“

„Na, sechs Stunden vielleicht. — Geben Sie mir, bitte, eine Tasse Tee, Netten; ich habe famosen Durst und tüchtigen Hunger.“

Antoinette war gerade mit den Vorbereitungen zum Tee fertig; nach englischer Manier war der Tisch reichlich mit belegten Brotschnittchen, Gebäck und Konfekt versehen. Sie bediente ihren Vetter und dessen Mutter. Alles ging ihr rasch und zierlich von der Hand.

Gottfried ließ es sich vortrefflich schmecken; es war ihm sichtlich behaglich in der reich mit Blumen und Blattpflanzen geschmückten Veranda, die jetzt von dem aromatischen Duft des Tees ganz durchzogen war.

„Solch ein Genuß ist schon ein paar Stunden Frost und Anstrengung wert,“ sagte er, Antoinette seine leere Tasse reichend. — „Ich muß Ihnen auch noch die Grüße Ihres Herrn Vaters überbringen.“

„Haben Sie Papa gesehen, Herr Vetter?“

Die Douairiere hatte gewünscht, daß Antoinette im Umgang mit ihr und ihrem Sohne die förmliche Anrede Herr und Madame beibehalten solle.

„Ja, ich begegnete ihm im Wildpark. Ich erkannte ihn nicht einmal; aber er winkte mir schon aus der Ferne mit seinem Regenschirm und bemächtigte sich meiner sofort.“

„Was für ein Steckenpferd reitet er denn jetzt?“ fragte die Witwe spöttisch.

„O, ein ganz famos! Denke dir nur: er will eine Fabrik errichten zur Bereitung von chemischer Tinte zum Zeichnen der Wäsche. Damit könne man reich werden, sagte er; er sucht die nötigen Kapitalien schon zusammenzubringen und wollte dir auch selber darüber schreiben.“

„Er weiß doch, daß das verlorene Mühe ist.“

„Er wird es dir schon einmal näher auseinanderlegen; vorläufig war ich an der Reihe. Er zog mich mit in das Bondel-Café, bestellte ein Glas Portwein für mich und für sich einen Sherry.“

„Du hast doch bezahlt?“

Gottfried nickte kaum merkbar mit den Augen und fuhr fort: „Mit einem beneidenswerten Redestrom entwickelte er mir seine Pläne und ich glaube wirklich, Mutter, daß die Sache nicht so ganz ohne ist.“

„Pfui, Gottfried; für so leichtgläubig hätte ich dich nicht gehalten; — kennst du ihn denn noch immer nicht?“

„Ob ich ihn kenne, das macht weniger aus; aber seine Pläne kommen mir ganz wohlüberlegt und vernünftig vor. Wofür hat man sein Kapital, wenn man es nicht unter die Leute bringt? Es ist eine Erfindung von einem seiner Freunde, die er patentieren lassen will.“

„Ein Lustschloß, wie er deren so manche gebaut hat.“

„Ich bewundere doch seine Energie, das jugendliche Feuer, womit er seine Pläne vorbringt und verteidigt.“

„Und was hast du ihm geantwortet? Du hast dich doch auf nichts eingelassen, hoffe ich?“

„Nein, das darf ich ja nicht, ich muß ja erst um deine Erlaubnis bitten; ich habe ihm nur versprochen, mit dir darüber zu reden.“

„Ach so! Dann ist es gut; mag er sich in seine Tinte hineinreiten, so viel er will, — ich werde meine Finger nicht daran besudeln.“

Gottfried lachte und sagte scherzend: „Wer weiß, welchen Gewinn du dir entgehen läßt! Es wird ihm doch einmal gelingen, sich emporzuarbeiten.“

„Um morgen um so tiefer herunterzukommen.“

Gottfried blickte zu Antoinette hinüber, die sich in ihre Arbeit vertieft hatte; aber der schmerzliche Zug um ihren Mund entging ihm nicht.

„Und Sabine wird nächste Woche in einem Konzert auftreten, Antoinette. Ihr Vater hat uns alle dazu eingeladen.“

„Und hast du zugesagt?“ fragte die Mutter.

Gottfried verneinte lachend. „Bewahre! Ich habe nur gesagt, daß ich dich bitten wollte, Antoinette herüberkommen zu lassen; ich verbrenne mir den Mund nicht so leicht.“

Frau van Wieringdaele blickte ihn vorwurfsvoll an, sagte aber nichts. Antoinette arbeitete still weiter.

„Wollen Sie nichts essen, Antoinette?“ fragte Gottfried, ihr die Schüssel mit den Fleischschnittchen reichend.

„Nein, ich danke.“

„Es ist Samstag,“ sagte die Witwe scharf; „da ißt sie kein Fleisch, ebensowenig wie Freitags. Ich weiß nicht, wozu das dienen soll.“

„Verzeihen Sie,“ bat Gottfried höflich, „ich habe nicht daran gedacht.“

Antoinette füllte die Tassen noch einmal und entfernte sich dann, um irgend etwas zu holen.

„Ich bewundere sie doch wegen ihrer Pflichttreue,“ meinte Gottfried, sich an seine Mutter wendend.

„Es ist Unsinn; jeden Morgen um sechs Uhr steht sie auf, um zur Kirche zu gehen. Was soll das?“

„Es ist vielleicht eine Vorschrift ihrer Religion; und dann finde ich es ganz schön, daß sie unaufgefordert ihre Pflicht erfüllt.“

„Pflicht? Ihre erste Pflicht ist, es mir recht zu machen; das übrige ist Nebensache.“

„Aber tut sie denn das nicht?“ Gottfried sah seine Mutter an, bei welcher er noch nie eine solche Reizbarkeit gefunden hatte.

„Ich will es dir nun gleich sagen, Gottfried! Es gefällt

mir gar nicht, daß du ohne weiteres über sie verfügst und ihr erlauben willst, auszugehen.“

Gottfried wechselte die Farbe und eine Ader mitten auf seiner Stirn war dick geschwollen.

„Aber Mutter, wie kommst du nur dazu? Ich hätte ihr erlaubt, auszugehen? Davon habe ich kein Wort gesagt!“

„Es bleibt sich gleich — du hast versprochen, mich darum zu bitten; und wenn ich die Erlaubniß verweigere, so ist es meine Schuld und sie kann die beleidigte Größe spielen. — Deine Sympathie für sie scheint sehr groß zu sein,“ fuhr Frau van Wieringdaele fort.

„Ich achte Antoinette sehr hoch; denn wenn ich mir die Welt ansehe, finde ich nur Menschen darin, die sich von ihren Launen und augenblicklichen Stimmen leiten lassen, aber Antoinette ist neben einer andern“ — er schaute seine Mutter lächelnd an — „die einzige, die nicht von allerlei Eindrücken und Aufwallungen abhängig ist, sondern die nach festen Grundsätzen handelt.“

„Ich danke für die Zusammenstellung,“ wehrte seine Mutter geringschätzend ab, — „sie ist jedenfalls eine Tochter ihres Vaters oder lieber ihrer Eltern.“

„Mit welchen sie aber wenig Ähnlichkeit hat, wie du auch wohl herausgefunden haben wirst, als du ihre Erziehung statt der Sabinens auf dich genommen hast.“

„Vielleicht habe ich da auch unter dem Eindrucke des Augenblickes und demnach verkehrt gehandelt.“

„Aber du brauchst es doch nicht zu bereuen; Antoinette ist ein ganz anderes Mädchen als Sabine je geworden wäre!“

Frau van Wieringdaele sah ihn scharf an, dann fragte sie plötzlich:

„Wann ist das Konzert?“

„In vierzehn Tagen.“

„Nun, dann kann sie nach Amsterdam gehen; aber ich werde sie begleiten, denn ich muß mit Hermann reden.“

Unbegreiflich! dachte Gottfried, als seine Mutter ihn verlassen hatte und er allein unter der Veranda saß, den Bewegungen eines großen bunten Papageis, der sich in seinem Ring schaukelte, unwillkürlich folgend. — Mama sieht so von

oben auf die Familie herab, und doch bleibt sie mit ihr in Verbindung. Es hätte ihrem Charakter weit mehr entsprochen, sich gar nicht um sie zu bekümmern.

Achtes Kapitel.

Fräulein Sabine von Wieringdaele war eifrig mit ihren Gesangsstudien beschäftigt. Daß rings um sie her eine unbeschreibliche Unordnung herrschte, daß in einer Ecke des Zimmers ein dreijähriges Kind erbärmlich schrie und ein paar Buben von sieben Jahren einander in den Haaren lagen und über die Dielen kugelten, — das alles ließ sie kalt. Sie schwebte in den höheren Sphären der Kunst.

Sabine hatte ein echt „künstlerisches“ Äußeres; natürlich waren ihre Haare kurz wie es allen weiblichen Wesen geziemt, die sich außer dem gewöhnlichen Kreise bewegen; schön war sie nicht, dafür waren ihre Züge zu scharf, ihre dunklen Augen zu tief eingesunken, ihre Farbe zu krankhaft gelb. Sie trug ein feuerrotes Morgenkleid mit langer Schleppe, voller Risse und Flecken; und wenn sie durch das Zimmer schritt, schleppte sie alle Spielsachen und sonstige Herrlichkeiten ihrer kleinen Geschwister hinter sich her.

Die Familie, die sich im Laufe der Jahre um einige Sprößlinge vermehrt hatte, bewohnte den dritten Stock in einer unansehnlichen Straße — zu Sabinens nicht geringem Arger, denn sie konnte ihren Lehrern und Mitschülerinnen am Konservatorium ihre Adresse nicht mittheilen.

„Es ist hier, um toll zu werden!“ rief sie plötzlich, als der Lärm zu arg wurde. Sie sprang heran, riß die Buben auseinander, gab ihnen ein paar tüchtige Ohrfeigen, nahm das kleine Kind auf den Arm, und während sie mit ihrer Schleppe eine Schale Milch umwarf, ging sie aus dem Zimmer in die Küche.

Da stand ihre Mutter vor der Waschbütte.

Die arme Tonia war in den zehn Jahren sehr heruntergekommen. Ihre kleine Gestalt schien noch mehr zusammengeschrumpft, sie sah aus wie ein altes welkes Mütterchen. Von ihrem dichten Haarschmuck waren noch einige traurige Reste übrig geblieben; ihr Gesicht war von den fortwährenden Kopf-

und Zahnschmerzen ganz verzerrt; auch jetzt hatte sie ein Tuch um den Kopf geknotet. Ihr Kleid war noch schmutziger und noch mehr geflickt und zerrissen als das ihrer Tochter.

„Ich wollte, daß du das Kind bei dir behieltest, Mutter“, schalt Sabine. „Wie soll ich bei dem Lärm studieren! Da wird es mit meinem Konzert gewiß schief gehen!“

„Aber Kind,“ versetzte die Mutter bittend, „wie kann ich die Kleine denn hier halten? Sie steckt überall ihr Näschen hinein und würde mir noch in die Blüthe fallen.“

„Wie man die Kinder gewöhnt, so sind sie; du verstehst es nicht, Ordnung unter ihnen zu halten. Es ist hier eine wahre Heidenwirtschaft; ich begreife nicht, wie Papa es hier noch aushält.“

Damit setzte sie das weinende Kind auf den Boden und schwebte, den Seifenschaum mit ihrer Schleppe vom Boden aufwaschend, zu ihren „Gesangsübungen“ zurück.

Sie sang immer weiter, bis die Thür leise geöffnet wurde und ihr Vater eintrat; sie blickte eben auf und wollte aufhören, er winkte ihr aber fortzufahren und ließ sich auf einen der noch halbwegs freien Stühle nieder.

Die Jahre waren auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen, aber im ganzen sah er noch sehr gut aus. Seine Kleider glänzten ein wenig, aber hatten noch immer den nämlichen tadellosen Schnitt; sein Haar war etwas dünner geworden, seine Gesichtsfarbe weniger frisch, aber doch machte er ganz den Eindruck eines vornehmen Herrn.

„Herrlich, Kind, herrlich!“ sagte er, als Sabine mit ihrem Gesang zu Ende war; — „du hast etwas Kräftiges und Vollendetes in deinen Übergängen, das wahrlich bewundernswert ist. Hast du die Arie aus ‚Mignon‘ schon gesungen?“

„Nein, noch nicht; ich wollte warten, bis du zugegen wärest. Vielleicht kannst du mich hie und da noch verbessern.“

„O Kind! das würde ich nicht wagen! Du bist viel weiter, als ich je gewesen bin.“

„Jawohl, das mag sein, aber du hast so viel Geschmack, so viel Gefühl. Ich möchte gern einmal wissen, wie ich das hohe E heute singe. Es kommt mir vor, als wenn ich heute nicht sehr bei Stimme wäre.“

„Nicht? Mir scheint gerade das Gegentheil der Fall zu sein.“

„Ich habe mich heute so viel mit den Kindern geärgert; sie waren hier immer in Lärmen und Zanken.“

„Es ist ein plebejischer Geist, der in den Kindern steckt; es freut mich so für dich, daß Antoinette bald kommt; mit der wirst du besser übereinstimmen.“

„Ich hoffe es wenigstens.“

„Sie verkehrt in gebildeten Kreisen und weiß, daß Künstlernaturen schonend behandelt werden müssen. Ich hoffe, daß die gnädige Cousine dich nach dem Konzert einladen wird, mit nach Vaartficht zu kommen; du hast nach all der Anstrengung wohl etwas Ruhe verdient.“

„Ja, ich verlange sehr nach einer anderen Umgebung. Antoinette ist ein wahrer Glücksvogel gewesen, und doch glaube ich, daß sie ihr Glück kaum zu schätzen weiß, sie schreibt wenigstens nie ein Wort davon. — Nun, soll ich anfangen, Papa?“

„Wird es gehen?“

„Ich will einmal versuchen.“

Gerade als Sabine zu singen anfang, fing die Kleine im hinteren Zimmer an zu schreien. Hermann sprang auf und rief in den Gang hinein: „Kinder, könnt ihr den Mund nicht halten? Tonia, schaff' doch Ruhe unter den Wilden; es ist nicht auszuhalten für Sabine.“

„Aber die Mama muß alles geduldig hinnehmen“, murmelte Koos zwischen den Zähnen; „wäre ich nur nicht solch eine heifere Krähe, dann möcht' ich auch Sängerin werden wie das gnädige Fräulein, das hier Nummer Eins ist.“

Eben vor der Essenszeit kam Tonia zu ihrem Manne mit der nämlichen Bitte, die sie vor zehn Jahren an ihn gerichtet hatte: das Essen sei angebrannt, er möchte gefälligst mit Sabine in der Restauration speisen.

„Frau, wenn wir dem häuslichen Herde fremd werden, so ist es deine Schuld“, entgegnete er feierlich, und dann zu Sabine: „Liebes Kind, wir müssen ausgehen; man hat nichts zu essen für uns.“

„Und hast du Geld?“ frag Sabine.

Er lächelte geheimnisvoll.

„Gottfried, dein braver Vetter, hat mir vor einigen Tagen ein paar Gulden vorgefchossen; wir tranken ein Gläschen Portwein im Pavillon, und da bemerkte ich, daß ich mein Portemonnaie vergessen hatte. Kleide dich rasch an, mein Schatz! Ich habe dir manches zu erzählen, es geht gut mit unserer Gesellschaft, Heureka! Ich denke, daß wir die Fabrik in Meeringen errichten; der Name van Wieringdaele hat in Meeringen einen guten Klang.“

Kooschen hatte die letzten Worte gehört, sie sang das kleine Kind in Schlaf und summt für sich hin: „In Meeringen einen guten Klang — guten Klang.“

Sabine erschien im Winterhut, der reich mit Federn geschmückt war, und über ihren Sommermantel hatte sie einen Pelzkragen geschlagen; einen fast mikroskopisch kleinen Muff trug sie auf der Faust, während sie mit der andern Hand die Schleppe halten mußte.

Sie ist immer fein und schick, dachte der Vater, sie bewundernd. — Von Jugend an ist immer Klasse in dem Kinde gewesen; sie ist ganz anders als ihre Schwestern — das sind die reinen Plebejer, weiter nichts!

Die Wieringdaeles hatten in jenen zehn Jahren viel bessere Tage gekannt.

Zuerst war Hermann Kustos an einem Museum in einer südholändischen Stadt gewesen. Die alte Münze war noch über den Taxwert verkauft worden, und so lange das Geld vorhielt, lebte man unbesorgt darauf los.

Doch bei der vollsten Börse kommt man auf den Grund, und es kam ein Tag, an welchem man nicht mehr bar bezahlen konnte. Dann ging es auf Borg, und anfangs hatte das keine Schwierigkeiten; später wurde es lästiger und schließlich war man wieder auf dem alten Standpunkte angelangt.

Das ging alles noch ziemlich gut, so lange Wieringdaele seine feste Stelle behielt.

Zu seinem Unglück aber ließ seine Liebhaberei für Altertümer und Raritäten allmählich nach; er machte die Bekanntschaft einiger Musiknarren, die seine schöne Stimme priesen. Er wurde Mitglied der Liedertafel und vernachlässigte die ihm anvertrauten Obliegenheiten.

Der Gemeindevorstand erteilte ihm zuerst eine höfliche, dann eine dringende Warnung; endlich lud man ihn vor und stellte ihn vor die Wahl, entweder seinen Pflichten genau nachzukommen oder seinen Abschied zu nehmen. Er war zu allen möglichen Versprechungen bereit; aber als man als Unterpfand seiner Besserung verlangte, daß er aus dem Musikverein austrete, da weigerte er sich entschieden. Solch einen Zwang konnte er, ein Wieringdaele, sich nicht gefallen lassen, und so nahm er seinen Abschied. Zu seiner Frau, die in Tränen ausbrach, als sie davon hörte, sagte er mit verächtlicher Miene: „Frau, wie tief du stehst! Du weinst wie ein kleines Kind! Stelle dich auf die Höhe des Lebens und lasse dich nicht von kleinen Widerwärtigkeiten niederschlagen! Sei stark wie eine Eiche, die sich nicht vor dem Sturm beugt, sondern feststeht oder bricht!“

Trotz all der schönen Worte und des Bewußtseins ihrer Niedrigkeit mußte Tonia das meiste Glend auf sich nehmen; alle Gläubiger fielen über sie her; ihre Sachen wurden gepfändet und sie mußten Hals über Kopf nach Amsterdam fliehen.

In den letzten Jahren war es Hermanns liebster Wunsch gewesen, in einer großen Stadt zu leben; er fühlte seinen erhabenen Geist zu sehr beengt in den kleinstädtischen Zuständen. Seine musikalischen Freunde hatten ihm allerlei schöne Dinge vorgespiegelt, wenn er nur erst einmal in der Hauptstadt wohnte; aber nach seinem nicht sehr ehrenvollen Abzug blieben die Freunde im Hintergrunde, und nun wurde natürlich wieder die gnädige Frau Cousine in Anspruch genommen.

Frau van Wieringdaele öffnete zum allgemeinen Erstaunen von neuem ihre Börse und übernahm selbst die Bürgschaft für ihren Better bei einer Weinhandlung, von der Hermann eine Agentur erhielt.

So schleppte sich die Familie ein paar Jahre kümmerlich fort, und man wäre wohl noch so ziemlich ausgekommen, wenn Sabinens Studien nicht so viel Geld verschlungen hätten.

Diese seine älteste Tochter sollte ein Stern am musikalischen Himmel werden, das stand bei Hermann van Wieringdaele fest, und dieser Idee opferte er seine ganze Umgebung, — sich selbst freilich nicht. —

Endlich war der wichtige Tag gekommen, an welchem Sabine zum ersten Male auftreten sollte. Die Sache hatte nicht viel auf sich; es war ein Konzert, von dem Verein „Harmonie“ zu wohltätigen Zwecken veranstaltet. Vater und Tochter machten sich aber so wichtig, als wenn es sich um eine Auf-
führung ersten Ranges handle.

Am Morgen des festlichen Tages mußte Sabine bis Mittag im Bette bleiben; trotz der bitteren Kälte mußte Kooschen mit den Kindern schon früh spazieren gehen. Der Vater hatte für die künftige Primadonna eine halbe Flasche Champagner mitgebracht; zum Frühstück bekam sie ein mit Zucker gerührtes Ei.

Papa hatte alles so bestimmt. „Endlich! endlich nach so vielen Demütigungen ein Ehrentag!“ deklamierte er; „ich wußte wohl, daß meine Sabine einst der Ruhm meines Alters sein würde!“

Noch befand man sich in großer Spannung. Würde die Douairiere erscheinen, um dem Feste beizuwohnen und den Triumph ihrer Nichte zu sehen? Antoinette hatte geschrieben, daß sie, wenn nichts dazwischen käme, wohl die Erlaubnis erhalten würde, nach Amsterdam zu reisen, aber weiter nichts; von der Dame des Hauses und von Gottfried kein Wort.

Tonia war auch sehr aufgeregt, aber nicht so sehr wegen Sabinens Auftreten, als weil sie ihre zweite Tochter erwartete. Sie hatte Antoinette, seit es ihnen wieder schlecht ging, nicht mehr gesehen. Früher durfte das Mädchen in den Ferien zu ihren Eltern kommen; in den letzten Jahren hatte Frau van Wieringdaele es nicht mehr erlaubt.

Was mochte aus Antoinette geworden sein? Würde sie auch die Nase rümpfen beim Anblick ihrer Mutter und ihrer ganzen Umgebung? Hier war alles so kahl, so armselig und schmutzig — und Antoinette war es auf Baartsicht so ganz anders gewohnt! — Sie warf einen Blick in den Spiegel, was sie seit langer Zeit nicht mehr getan hatte. Wie alt und häßlich sie geworden war! Wie konnte sie die Mutter so feiner Dämchen sein, wie Sabine und Antoinette? Kein Wunder, wenn sie sich ihrer schämten!

Es war nur gut, daß Papa so nobel aussah. Wenn er

seine Tochter in den Saal geleitete, würden gewiß alle ihn bewundern, — sie hatte dort nichts zu schaffen. Sabine hatte lieber, daß sie fortblieb; sie verstand ja doch nichts von der Musik.

Tonia hatte heute nicht viel zu tun, es war still im Hause. Hermann hatte die Kinder fortgeschickt, da konnte sie sich einen Augenblick hinsetzen und ruhig nachdenken.

Aber ihre Gedanken waren nicht erfreulicher Art, ihr Kopf tat ihr weh, sie war so müde und erschöpft. Wie herrlich wäre es, wenn sie so stundenlang ruhen dürfte; aber würde sie jemals Ruhe haben? Ja, nach ihrem Tode! Dann würde der liebe Gott ihr Ruhe schenken die ganze lange Ewigkeit. Und sie verlangte sehr nach dieser Ruhe, denn wem mußte ihr armes Leben! Keiner mußte ihr Dank dafür; sie war jedermanns Sklavin und machte niemandem etwas recht, — ihr Mann war nie zufrieden und Sabine noch viel weniger. Was würde Antoinette von ihr halten, die immer mit der vornehmen Witwe umging?

Ihre Gedanken verschwammen mehr und mehr, und endlich sank das müde Haupt ihr auf die Brust.

Sie hatte vielleicht noch keine fünf Minuten geschlummert, die ihr wie Stunden erschienen, als sie von einer weichen Hand, die ihre Wangen streichelte, und von sanften Lippen, die ihre Stirn berührten, geweckt wurde.

Erschreckt fuhr sie empor; ein junges frisches Mädchen-gesicht schmiegte sich an das ihrige.

„Mein armes, liebes Mütterchen! Wie froh bin ich, dich zu sehen! Ach, wenn du wüßtest, wie sehr ich mich nach diesem Augenblick gesehnt habe!“ Und dann wurde sie wieder umarmt und geküßt, und noch halb im Traume stammelte sie:

„Nettchen, meine kleine Netta, bist du es?“

„Ja, Mütterchen; ich hätte dich gern schlafen lassen, denn du bedarfst der Ruhe; aber ich konnte mich nicht halten, ich mußte dich begrüßen.“

Sie kniete sich vor ihrer Mutter hin, drückte ihre Hände und blickte sie zärtlich an.

„O Kind, wie gut du ausziehst! Und wie nett und einfach du gekleidet bist! Aber knie dich hier nicht nieder; es ist so unsauber hier.“

„Das macht nichts, das können meine Kleider schon vertragen. Ach, Mütterchen, zu Hause ist es doch am besten.“

„Aber Nettchen, wie kannst du nur so sprechen, — du hast es dort so gut. Bist du nicht glücklich?“

„O doch; die Tante ist eine ausgezeichnete Dame, aber ich stehe ihr noch immer fremd gegenüber, und — ich habe Heimweh nach dir. Ich liege des Abends oft stundenlang weinend im Bette, wenn ich an mein Mütterchen denke.“

„Ach Kind, wie ist es nur möglich!“ sagte Tonia, sie erstaunt anblickend.

„Und doch ist es so. Ich wollte, daß Sabine eine Zeitlang auf Vaartsicht mich ablöste und ich bei dir wäre —“

„Ja, das möchte ich auch! Aber es würde dich bald verbriessen. — Warum weinst du denn jetzt nur, Kind?“

„Vor Freude, Mutter, vor Freude!“

Und sie umarmte ihre Mutter wieder und küßte sie stets von neuem, und war gar nicht müde, das runzelige abgelebte Gesicht der überarbeiteten Frau zu betrachten.

Tonia fühlte sich so glücklich, wie sie in Jahren nicht gewesen war. Sie hatte sich immer zur Sklavin ihres Mannes und ihrer Kinder gemacht. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, Liebe von ihnen zu beanspruchen. Kooschen half ihr wohl getreulich, aber da sie ihre Mutter täglich sah, legte sie keine besondere Herzlichkeit oder Freundlichkeit an den Tag.

Während Mutter und Tochter so in der Freude des Wiedersehens schwelgten, stieß Hermann van Bieringdaele die Thür auf und brummte:

„Was ist hier nur los? Ihr seid so laut, daß ihr Sabine weckt!“ — So, du bist schon da, Antoinette? Das ist ja sehr nett von dir, deine Mutter bei der Arbeit zu stören und deinen Vater nicht einmal zu begrüßen!“

„Ich wußte nicht, daß du zu Hause bist“, sagte Antoinette, ihm die Hand reichend.

„Redensarten! Sag' mir lieber, ob unsere gnädige Frau Cousine auch in der Stadt ist?“

„Ja, sie wohnt im Amstel-Hotel.“

„Und unser Neffe Gottfried?“

„Ich glaube, er wird heute abend von Utrecht kommen.“

„Sie wollen uns also die große Ehre erweisen? Nun, seid nur hübsch artig. In einem Stündchen darfst du deine Schwester begrüßen. Halte dann eine Tasse starken Tee für sie bereit, Tonia, mit einigem Zwieback, mehr darfst sie nicht genießen. Du wirst staunen, Antoinette, wenn du hörst, wie sie die Arie aus ‚Mignon‘ singt. Gestern noch sagte mir jemand, der etwas von der Musik versteht: wenn sie heute abend so singt, so wird sie Furore machen und gleich an der Oper eine Anstellung finden.“

„Aber Hermann!“ rief seine Frau erschreckt, „das darfst ja nicht sein, daran wirst du doch nicht denken?“

„Davon verstehst du nichts, Menschenkind. Sorge du lieber für ihr Frühstück! — Ich werde dich schon rufen, Antoinette, wenn sie fertig ist.“

Und er begab sich wieder in das vordere Zimmer, wo er beschäftigt war, einen von Lob übersprudelnden Artikel über die junge Konzertsängerin zu schreiben, den er am andern Morgen einem der Hauptblätter zuschicken wollte.

„Und nun muß mein Mütterchen auf ihren Vorbeeren ruhen“, sagte Antoinette, ihre Mutter, die aufgestanden war, mit sanfter Gewalt wieder zum Sitzen bringend; — „sie muß auch ihre Kräfte schonen, um heute abend den Triumph ihrer ältesten Tochter mitzufeiern.“

„Aber Kind, wo denkst du hin? Ich gehe ja nicht zum Konzert. Davon ist keine Rede.“

„Du nicht zum Konzert, die Hauptperson? Was fällt dir ein? Dann gehe ich auch nicht hin.“

„Aber du bist ja gerade dafür gekommen!“

Antoinette lachte. „Ei was! Es mag vielleicht nicht sehr liebenswürdig von mir sein, aber Sabinens Gesang ist mir ganz gleichgültig. Ich bin nur gekommen, um dich zu sehen, mit dir zu plaudern, denn ich habe dir so viel zu sagen . . . Wie herrlich, wenn wir heute abend zusammen sitzen, wenn die Kinder zu Bette sind.“

„Aber Kind,“ fuhr Tonia fort, „das wird Papa nicht zugeben, er wird böse werden. Sabine ist sein Augapfel und er verspricht sich so viel von ihrem Singen.“

„Dann mußt du mit,“ erklärte Antoinette, „da kann nichts helfen. Geht Kooschen auch mit oder nicht?“

„Nein, sie hat kein Kleid und ist auch nicht darum verlegen, wie sie sagt; sie hat Sabine schon so oft gehört.“

„Nun, dann kann sie bei den Kindern bleiben, und du gehst mit.“

„Wird Papa es gut finden und Sabine?“

„Ist sie die Herrin oder du?“

„Wie kannst du nur so fragen, Kind?“

„Es bleibt also dabei. Aber gleich wird sie rufen, da will ich rasch den Tee ansetzen. Erst muß ich dir aber noch etwas erzählen: Frau van Wieringdaele macht mir in letzter Zeit meiner Religion wegen allerlei Schwierigkeiten.“

„Aber Kind —“

„Ja, seit einigen Wochen. Ich weiß nicht, was ihr fehlt. Früher sprach sie nie darüber und ließ mir meine volle Freiheit. Ich sorgte natürlich dafür, daß sie keine Last davon hatte, wenn ich zur Kirche ging; und so ging ich alle Tage. In den letzten Wochen aber hat sie immer etwas zu bemerken. Nie ist am Freitag oder Sonnabend Fisch aufgetischt; ich gehe jetzt nur noch an Sonn- und Feiertagen in die Kirche, aber wenn ich heimkomme, muß ich allerlei gehässige Bemerkungen hinnehmen.“

„Und wie kommt das?“

„Ich kann es mir gar nicht erklären.“

„Magst du sie gern leiden?“

„Nein,“ entgegnete Antoinette, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

„Und wie ist Gottfried?“

„Er ist fast nie zu Hause; er ist freundlich und höflich —“

„Kind,“ flehte die Mutter, „du bleibst doch deinem Glauben, deiner Religion treu?“

„Das versteht sich, Mutter!“ versetzte Antoinette, indem sie ihre Mutter mit ihren klaren blauen Augen ruhig und fest anblickte.

„O, wenn du wüßtest, welchen Trost ich aus meiner Religion schöpfe! Wenn ich nicht so fest auf den lieben Gott vertraute, dann wäre ich längst unter der Last erlegen. Denn ach, du weißt nicht, in welcher elenden Lage wir uns oft

befinden. Sabine und dein Vater spotten meiner und nennen mich eine Betschwester, weil ich meine religiösen Pflichten noch erfülle. Sie gehen fast nie zur Kirche. Das kommt alles von der dummen Musik her; damit hat unser Unglück begonnen."

Und Tonia vergoß bittere Tränen.

"Armes Mütterchen! Dürst' ich nur bei dir bleiben, dann würdest du bessere Tage sehen."

Da ließ sich der Ton einer Schelle aus dem Kofen hören und Hermann rief aus der Thür:

"Rasch, Tonette, bring ihr den Tee und das Ei! — Was, noch nicht fertig? Ihr verschwazt und vertrödelst euere Zeit und bedenkt nicht, daß sie heute abend vor einem feinen Publikum singen muß."

Antoinette ging zu ihrer Schwester. Sabine war ganz voll von ihrem Gesang, ihrer Toilette, ihrem Erfolg. Antoinette mußte ihr glänzendes Kostüm sehen, das man irgendwo geborgt oder geliehen hatte, und sie gab sich alle mögliche Mühe, ihr Interesse an den Tag zu legen. Endlich meinte sie:

"Aber Mama geht doch mit zum Konzert, nicht wahr?"

"Was fällt dir ein? Mama ist doch keine Person, die sich öffentlich zeigen könnte; und was sollte sie anziehen?"

"Dafür hättest du doch wohl früher sorgen können! Aber das will ich dir nun sagen: wenn Mama nicht gut genug ist, um dort zu erscheinen, dann bin ich es auch nicht, und dann bleibe ich ebenfalls zu Hause."

"Das ist nicht dein Ernst, Antoinette! Du bist ja nur wegen des Konzertes herübergekommen."

"Mag sein; aber wenn Mama nicht mitgeht, muß ich auch verzichten."

Sabine hatte sich in ihr Hauskleid geworfen und rief den Papa herein.

"Denk dir nur, Papa: Antoinette setzte sich in den Kopf, Mama heute abend mitzunehmen."

"Sie ist nicht recht gescheit! Was hat die Frau davon? Ob sie Wagner hört oder eine Drehorgel, das ist für sie das nämliche."

"Papa, ich muß es mir verbitten, daß du so von der Mama sprichst!" sagte Antoinette, deren Lippen zuckten.

„Ei, höre mir einmal einer die Douairiere an!“ rief Hermann spöttisch.

„Ich bitte um Verzeihung,“ verbesserte sich Antoinette, einen anderen Ton anschlagend, — „ich wollte dich nur freundlich bitten, Mama mit uns gehen zu lassen.“

„Sie hat ja keine Toilette!“

„Das wird sich schon machen lassen. Ich kann rasch mit der Nadel fertig werden und werde schon ein Kleid von Sabine für sie zurecht stützen.“

„Na, meinetwegen,“ sagte Hermann, „wenn du soviel Wert darauf legst.“

Sabine ließ die Lippen hängen. Sie fand es als eine tolle Idee von Antoinette, aber sie fürchtete, daß es auch auf Frau van Bieringdaele einen verkehrten Eindruck machen würde, wenn Mutter und Tochter zu Hause blieben, und sie hatte ihren Plan. Also ward beschlossen, daß Tonia Zeugin von dem Triumph ihrer ältesten Tochter sein sollte.

Zehntes Kapitel.

Es war Tonia nicht recht, zwischen den vielen Menschen in das volle Licht zu treten. Sie hätte sich gern ihrer Gewohnheit gemäß zurückgezogen, aber Antoinettens entschiedenes Auftreten duldete keinen Widerspruch.

Sabinens Toilette hatte wieder viel Zeit und Kopfzerbrechen gekostet; die ganze Familie wurde ihr tributpflichtig gemacht. Im letzten Augenblicke mußte Kooschen noch Blumen holen, da die Knaben die vorhandenen zerknittert hatten.

Sabine war in gewaltiger Aufregung, aber sie mußte ihrem Zorn Einhalt gebieten. Was sollte aus dem hohen E werden, wenn sie sich jetzt heiser schrie vor Unwillen?

Antoinette wohnte den lieblichen häuslichen Szenen nicht bei; nachdem sie für ihre Mutter alles so gut wie möglich in Ordnung gebracht hatte, mußte sie zum Hotel eilen; sie hatte nicht länger Urlaub.

Endlich gegen halb 8 Uhr fuhr der Wagen vor, aber niemand war fertig. Handschuhe, Portemonnaie — alles war abhanden gekommen. Papas Manschetten wollten nicht schließen,

Sabinens Kleid saß schief, die Kinder liefen überall in den Weg, Koozchen wurde gescholten und schalt wieder; sie half nur der Mama und freute sich, Sabine zu ärgern. — Endlich war die Familie fertig.

Frau van Wieringdaele, Antoinette und Gottfried saßen schon in der ersten Reihe, und das Konzert sollte gerade beginnen, als die Familie anlangte.

Gottfried war aufgestanden, um seinem Onkel beim Hereinführen der Damen behilflich zu sein. Hermann van Wieringdaele bemühte sich nur um seine Tochter, die er zum Kostümzimmer bringen mußte, wo ihr Platz als Sängerin sich befand; die arme Tonia mußte nun so lange im Portal warten, bis er zurückkam. Zum Glück war Gottfried zur Stelle; er reichte ihr den Arm und führte sie in den Saal hinein. Ein Freudenschimmer flog über Antoinettens Wangen, als sie ihre Mutter so gut geleitet ihren Einzug halten sah.

Tonia erhielt ihren Platz zwischen ihrer Tochter und ihrer vornehmen Cousine.

„Liebes Mütterchen,“ sagte Antoinette, „ich bin so froh, dich an meiner Seite zu haben, — das ist mir mehr wert, als das ganze Konzert.“

Die zum Vortrag gebrachten Stücke waren nicht angenehmer oder nicht langweiliger als alle anderen von dieser Art.

Als Sabine auftreten sollte, gab es einen Augenblick der Spannung. Bei keinem jedoch gab sich diese Spannung so deutlich kund, als bei dem Vater der Sängerin. Er saß jetzt neben seiner Familie; fortwährend zog er das Taschentuch hervor und fuhr sich damit über die Stirn, flüsterte Gottfried, der einige Plätze von ihm entfernt saß, fortwährend einige Worte zu und gab der Douairiere, die seiner kaum achtete, allerlei Aufschlüsse über Sabinens Studien, ihre großen Anlagen, die Äußerungen ihrer Lehrer, ihre Befähigung für die Bühne, die lächerlichen Vorurteile ihrer Mutter — bis ihm das Wort endlich abgeschnitten wurde durch das Erscheinen der Debutantin.

Sabine war bleich, nervös und, wie sie da stand, ihr Notenhäft hin und herzerrend, entschieden häßlich. Ihr Kleid war mehr auffallend als geschmackvoll, sie wußte die Schleppe nicht

graziös herumzuwerfen, und die Damen im Saale übten eine unbarmherzige Kritik. Im allgemeinen war sie nicht sympathisch. Ihre Stimme zitterte anfangs sehr und erst allmählich gewann sie an Sicherheit. Hermann wagte kaum aufzublicken, sein Herz bebt vor Stolz und vor Spannung: wenn das hohe E nur gut herauskäme! Endlich kam der wichtige Augenblick — aber o weh: die Stimme überschlug sich und das E ließ sich nur schwach und in unsicherem Tone hören.

Hermann schlug sich vor die Stirn.

„Beherrschen Sie sich doch!“ flüsterte ihm die Amerikanerin zu, „aller Augen sind auf uns gerichtet. Es ist nicht der Mühe wert, so viel Wesens von der Sache zu machen.“

An lebhaftem Beifall fehlte es Sabine jedoch nicht; sie verbeugte sich mit einem grimmigen Gesicht und nahm die Burette, die man ihr anbot, gleichgültig entgegen. Als sie in das Empfangszimmer zurückkehrte, bekam sie einen nervösen Anfall. Ihr Vater kam zu ihr, um sie zu trösten; den Kindern wurde alle Schuld beigemessen, in einer solchen Umgebung mußte die schönste Stimme zu Schanden werden. —

Man fuhr in wenig angenehmer Stimmung nach Hause. Hermann räsonnierte über alle und über alles, — nur seine älteste Tochter suchte er mit allerlei Schmeicheleien zu beschwichtigen. Sabine war in der allerungnädigsten Laune: die Blumen waren von der ordinärsten Sorte, die Herren waren gar nicht galant, man hatte ihr warmen Punsch statt Champagner angeboten. Sie wollte der Kunst Lebewohl sagen und sich als Kammerzofe verdingen.

Zu Hause angekommen, warf sie die Blumen in eine Ecke, begab sich in ihre Kammer, ohne jemand „Gute Nacht“ zu sagen, warf ihre schönen Kleider nachlässig herum, und während ihre Mutter sie geduldig zusammenraffte und aufhing, warf sie sich auf ihr Bett und weinte sich in Schlaf — zur großen Beunruhigung ihres Vaters, der nach dem Arzt schicken wollte, und der das ganze Haus durchstöberte, um nervenstillende Tropfen zu suchen, die natürlich nirgends zu finden waren.

So endete jener denkwürdige Konzertabend, von dem man so viel Aufhebens gemacht hatte, als wenn Sabinens ganze Zukunft davon abhinge.

Frau van Wieringdaele hatte nur ein spöttisches Lächeln für die ganze Geschichte. — „Das Kind hat ein gutes, aber schwaches Stimmchen,“ sagte sie nicht ohne Geringschätzung, — „die Lehrer haben alles herausgeholt, was daraus zu holen war. Sie haben es in die Höhe und in die Tiefe gezogen, und dadurch ist es noch viel schwächer und dünner geworden. Vielleicht wird man hier in Holland mit ihr zufrieden sein; in Amerika dürfte sie sich in keinem Salon hören lassen!“

„Aber es würde doch schade sein,“ meinte Antoinette, „denn sie hat viel studiert, und das Studium hat so viel Geld gekostet.“

„Durch wessen Schuld? Dein Vater hat immer so viel Aufhebens von ihrer Stimme gemacht, daß ich eine zweite Patti oder Millson zu hören erwartete; — sie hat ganz nett gesungen, aber . . .“

„Wenn sie nur den Mut nicht verliert!“

„Das macht nichts aus; sie kann ja Gesangsunterricht geben. Soviel wird sie doch wenigstens gelernt haben, daß sie ihre Schülerinnen nicht verdirbt.“

„Mama ist sehr anregend,“ lachte Gottfried, „aber im Grunde hat sie recht; wenn man in der Kunst nichts Hervorragendes leistet, soll man besser die Hände davon lassen. Es gibt jetzt keine Mittelstraße — entweder Stern oder Stümper!“

„Ich bin nur froh, daß ich keinen Beruf zu irgend einer Kunst gespürt habe,“ bemerkte Antoinette; „ich wäre gewiß nur eine Stümperin geblieben.“

„Ich habe mich früher der Malerei gewidmet,“ sagte Gottfrieds Mutter; „aber als ich Witwe wurde, sah ich ein, daß ich mit der Schmiererei nichts verdienen würde, da machte ich Kleider und ich bekam Geld. Ich habe eben Energie; aber die Europäer sind zu sehr ihren Launen und Stimmungen unterworfen.“

Im Laufe des Vormittags kam Hermann, um seine Aufmerksamkeit zu machen. Er berichtete, daß Sabine mit heftigem Kopfweh zu Bette liege. Sie war sehr nervös, so aufgeregt, kein Wunder! Mit dem hohen E ging es zwar nicht nach Wunsch, aber im großen und ganzen war es doch ein Erfolg, dessen sie sich rühmen konnte. Hatte sie nicht ein Stimmchen, wie wenn Perlen auf Kristall niederrieselten?

So fragte Hermann seine gnädige Cousine.

„Sie wird nie ein Stern!“ klang die kurze schneidende Antwort, — „ich würde an ihrer Ausbildung keine Kosten mehr wenden und ihr einfach einige Unterrichtsstunden zu beschaffen suchen. Damit wird sie wohl etwas verdienen können.“

Hermann wurde rot vor Zorn; nur das Gefühl seiner Abhängigkeit vermochte ihn zur Ruhe zu zwingen.

„Das ist leicht gesagt, Madame,“ sagte er nach einer Weile, — „aber nehmen Sie mir die Frage nicht übel; verstehen Sie wohl etwas von der Musik?“

„Genug, um mir ein Urtheil über die Stimme Ihrer Tochter zu erlauben,“ entgegnete sie ruhig lächelnd; „aber Sie müssen es selbst wissen, ich kümmere mich durchaus nicht um die Erziehung Ihrer Kinder. Wollen Sie an Sabine noch mehr Geld verschwenden,“ fuhr Frau van Wieringdaele fort, „und Ihre Frau und Ihre übrigen Kinder darunter leiden lassen, so ist das Ihre Sache.“

„Darf ich einen Augenblick mit Ihnen unter vier Augen reden?“ fragte Hermann, zu Antoinette und Gottfried hinüber schauend, die, mit einer Handarbeit und einer Zeitung beschäftigt, am Fenster saßen.

„Gewiß, ich stehe zu Diensten! Antoinette, kleide dich an und geh zu deiner Mutter, um Abschied zu nehmen. Wir reisen um vier Uhr ab. — Darf Gottfried auch nicht dabei sein? Er ist in einigen Jahren majorenn, wie Sie wissen, und dann übertrage ich ihm die Leitung seiner eigenen Angelegenheiten.“

„O, er ist mir nicht im Wege. Ich habe ihm schon Näheres mitgeteilt; meiner Tochter aber will ich nicht gern einen Einblick in meine Verhältnisse geben, und nun sie fort ist —“

„Können Sie freier reden! Aber bitte, seien Sie kurz, da kommt unser Wagen schon; wir wollen uns im Reichsmuseum ein Stündchen an Rembrandt erquicken. — Also, wenn ich bitten darf —“

Sie machte eine vielsagende Bewegung mit der Hand, die ihn zur Eile veranlassen sollte.

Gottfried hatte sich inzwischen erhoben und sagte: „Ich will unten eine Zigarre rauchen; wenn Sie in Geschäften zu

reden haben, wird meine Mutter Ihnen schon Auskunft geben. Bis nachher! Ehe wir abreisen, werde ich so frei sein, bei Ihrer Frau Gemahlin noch vorzusprechen."

„Sehr viel Ehre, Nefse, sehr viel Ehre! Schade, daß Sie Sabine nicht sehen werden. Das arme Kind ist so impressionsabel, und sie würde Ihnen doch gern guten Morgen wünschen. Wie gern wäre sie mitgegangen, um Ihnen, Frau Cousine, ihre Aufwartung zu machen."

„Vielleicht wird sie so weit wieder hergestellt sein, daß ich sie begrüßen darf," sagte Gottfried freundlich.

Er empfahl sich, und an der Thür hörte er noch, wie Hermann zu seiner Mutter sagte: „Sonderbar, daß Ihr Herr Sohn nichts von dem Typus der Bieringdaeles an sich hat. Man würde ihn eher für einen Portugiesen halten. Mein Freund, Baron von Dingen, hat mich gestern abend noch gefragt —"

„Ich ersuche Sie," unterbrach ihn die Douairiere mit scharfer Stimme, „mich nicht unnötigerweise aufzuhalten und mir Ihr Anliegen vorzutragen."

„Gewiß, Madame, gewiß! Es handelt sich um meine älteste Tochter. Sie können nicht ahnen, wie Ihre Worte mich vorhin getroffen haben! Meine Tochter sollte ihre Studien aufgeben, die Kunst, ihr Leben, fahren lassen? Das wäre ihr Tod!"

„Es ist gewiß nicht angenehm, sich auf einem falschen Wege zu befinden; aber ihre Mühe ist doch nicht umsonst gewesen, — sie kann ja Stunden geben."

„Cousine, Sie kennen meine Sabine nicht. Sie ist eine durch und durch künstlerische Natur; das Stundengeben würde den heiligen Funken töten. Sie kann sich keine Fessel anlegen, dafür ist ihre Natur zu edel."

„Unsinn! Wer muß, der kann! Und ich bin durchaus nicht willens, mich mit Ihrer Tochter einzulassen. Für eine Ihrer Töchter habe ich ganz gesorgt, und damit glaube ich genug getan zu haben."

„Das leugne ich nicht. Meine Dankbarkeit kennt keine Grenzen; aber ich hatte so sehr gehofft, daß Sie die Hand ausstrecken würden, um die künstlerische Seite meiner Tochter zu

erretten aus der elenden Umgebung, in welcher sie zu Grunde geht. Das ist doch auch ein verdienstvolles Werk und Sie täten es nicht um meinetwillen, sondern im Interesse der unsterblichen Kunst!“

„Ich habe es Ihnen schon gesagt, Herr van Wieringdaele,“ wiederholte die Douairiere kalt und gemessen, „daß nach meiner Meinung die Kunst und Ihre Tochter nichts miteinander gemein haben mit Ausnahme der Dressur, die ihr zu teil geworden ist. Es ist möglich, daß ich mich täusche; aber für den Augenblick ist es meine feste und unabänderliche Meinung.“

„Ich darf also nicht hoffen, daß Sie sich meiner Sabine annehmen, daß Sie ihr die Gelegenheit bieten, sich weiter zu entwickeln, oder daß Sie ihr wenigstens erlauben, sich auf Vaartficht ein wenig von den Anstrengungen der letzten Wochen zu erholen?“

„Das scheint mir ganz überflüssig; jeder muß in dem Kreise bleiben, zu welchem er gehört.“

„Und wenn Antoinette einwilligt, eine Zeitlang zu uns zu kommen, um ihrer Schwester ein wenig Ruhe auf dem Lande zu gönnen?“

„Antoinette hat nichts zu bestimmen ohne meine Erlaubnis. Wenn ich wollte, könnte ich ja beide Schwestern einladen, aber ich liebe die fremden Gesichter nicht. — Haben Sie noch um sonst was zu bitten?“

Sie legte Nachdruck auf dies Wort, wie um deutlich zu verstehen zu geben, daß alle Unterredungen ihres Neffen auf das Bitten hinausgingen.

Hermann bedachte sich einen Augenblick.

„Rasch, die Zeit ist fast um!“ drängte sie.

„Madame — Cousine —“, rief er plötzlich im verzweifeltsten Tone, „wenn Sie uns nicht retten, sind wir verloren. Wir sind mehr als arm, wir leiden Hunger und Kälte.“

„So, es steht wieder so schlimm mit Ihnen? Das kommt davon, wenn man sein Glück mit Füßen tritt!“

„Mit Füßen treten —, wann hätte ich das tun können? Bin ich je in meinem Leben vom Glück begünstigt worden? Enttäuschung — Elend — Mißgeschick! Nie ist mir das Glück hold erschienen als nur ein einziges Mal, als —“

„Als Sie auf die Erbschaft Ihres Onkels spekulierten?“

Er maß sie mit einem zornigen Blick. — „Madame, es war keine Spekulation. Ich war der rechtmäßige Erbe, wenn — Amerika uns nicht eine Frau auf den Hals geschickt hätte mit einem Knaben, der als der direkte Nachkomme der reichen Wieringdaeles ausgegeben wurde —“

Die grauen Augen glänzten wie Stahl und schienen scharf wie ein paar Dolche, als sie sich auf Hermann van Wieringdaele richteten.

„Herr Wieringdaele“, sprach sie, „ich verstehe Ihre Anspielungen. Sie sind schändlich und niederträchtig. Nachdem zwölf Jahre vergangen sind, wagen Sie unser Recht als Erben Ihres Onkels noch in Frage zu ziehen? Weshalb haben Sie nicht den geraden Weg eingeschlagen und gegen uns die Klage auf Betrug eingeleitet? Das Gericht konnte dann entscheiden und Ihre Beweise prüfen.“

„Madame,“ rief Hermann, ganz aus dem Felde geschlagen, „Sie haben mich mißverstanden, ich rede nur von unserem Unglücksstern! Wie sollte ich eine solche Anspielung zu machen wagen!“

„Ich weiß, daß Sie zu allem fähig sind,“ entgegnete die Douairiere mit unsäglich verächtlichem Tone; — „und nach dem, was sie soeben gesagt haben, steht mir nur der eine Weg offen, ganz mit Ihnen zu brechen, Ihnen Ihre Tochter zurückzusenden und Ihre Familie Ihrer eigenen Sorge zu überlassen. Ich glaube, daß das meine Pflicht ist.“

„So grausam werden Sie nicht sein, Madame!“

„Ich weiß es nicht; ich werde darüber nachdenken.“

Es wurde an die Thür geklopft; ein Diener meldete, daß der Wagen warte.

„Ich komme sogleich!“ sagte Frau van Wieringdaele, sich erhebend, und dann wandte sie sich in stolzer Haltung an ihren Verwandten.

„Gehen Sie jetzt nur Ihre Wege. Ich habe Sie lange genug angehört; ich werde Ihnen schon schreiben.“

Hermann stand da verlegen wie ein reuiger Sünder mit dem Hut in der Hand.

„Madame — Cousine — seien Sie nicht so hart! Wenn

ich etwas Verkehrtes gesagt habe, so verzeihen Sie mir. Das Elend, der Hunger, die Erregung —“

„Gut, gehen Sie nur! Ich will nichts mehr mit dem Bettelvolk zu schaffen haben!“

Elftes Kapitel.

Es war Weihnachten.

Des Morgens um sechs Uhr wurde in Meeringen die Weihnachtsmesse gefeiert. Antoinette hatte große Lust, hinzugehen, aber sie wagte nicht davon zu reden, weil sie wußte, daß Frau van Wieringdaele in letzter Zeit gegen die Religion einen gewissen Widerwillen an den Tag legte. Zufällig hörte Antoinette aber, daß der Gärtner und seine Frau, die auch katholisch waren, hingehen würden, und so ersuchte sie die Leutchen, sich ihnen anschließen zu dürfen.

Das Mädchen war seit einiger Zeit in sehr trüber Stimmung. Was zwischen ihrem Vater und der Douairiere vorgefallen war, wußte sie nicht; nur erinnerte sie sich, daß ihr Vater an jenem Tage nach dem Konzert sehr erregt heimgekommen und sich zornig ausgelassen hatte über Worte, die ein Mann von Charakter sich nicht bieten lassen dürfe, über Dinge, die er sich nicht gefallen lassen könne; er nannte seine Cousine eine Abenteuerin; sie hörte ihn hoch und teuer schwören, daß er schon die Wahrheit herausfinden würde! — Was er damit meinte, vermochte weder sie noch ihre Mutter zu erraten.

Frau van Wieringdaele hatte mit ihr kein Wort über das Vorgefallene gesprochen. Gottfried schien auch nichts davon zu wissen; seine Mutter hatte ihm nur gesagt, daß sie fortan ihre Hand von den Wieringdaeles zurückzöge; das hätte sie schon längst tun sollen, aber ihr Herz sei zu gut gewesen.

Antoinette mochte bleiben, wenigstens so lange sie ihr keinen Grund zur Klage geben würde; zeigte es sich, daß ihr Herz mehr an dem Bettelvolk als an ihrer Wohltäterin hing, dann konnte auch sie gehen.

Seit jenem Tage war es der Familie herzlich schlecht ergangen; eines Morgens hatte man Tonia in Meeringen gesehen, aber sie war nicht auf Vaartsicht erschienen, sie hatte nur

bei ihrer alten Freundin Frau Berta Geld leihen wollen. In all den Jahren hatte Berta nichts mehr von Tonia gehört; aus Mitleid schenkte sie ihr hundert Gulden, und damit kam man ein paar Wochen aus, — aber wie bald war das Sümmechen eingeschmolzen! Über seinen letzten Steckensperden, Sabinens Singen und dem Fabriksplan, hatte Hermann seine Weinagentur vernachlässigt, und so kam der Unglückstag, an welchem man die Miete zahlen mußte und nichts mehr hatte, nicht einmal das Allernotwendigste. Um das Elend voll zu machen, wurde Tonia krank; Sabine saß ohne Klavier, da der Eigentümer, der in den letzten Monaten kein Geld erhalten, es fortgeholt hatte. Wie war ihnen das Wasser so bis an den Hals, ja bis an den Mund gegangen. Selbst Hermann verlor den Mut; er suchte hier und da Geld loszueisen, aber vergebens. Es war bitter kalt; die kleinen Kinder weinten vor Hunger und Nooschen war nicht im stande, sie zu beruhigen; Sabine klagte, jammerte und schrieb verzweiflungsvolle Briefe an Antoinette.

Unter dem Eindruck eines solchen Briefes verlebte sie den Heiligen Abend auf Baartficht. Es war ihr, als wenn alles in dem behaglichen warmen Gemach mit einem grauen Schleier überzogen würde. Wie konnte sie ihrer Lage froh werden, während zu Hause ihre arme Mutter von Fieberfrost geschüttelt wurde und ihre Geschwister Hunger litten? Sie hatte alles geschickt, was sie an Geld erübrigen konnte, aber es war so bitter wenig, nur ein Tropfen in den Ozean.

Was sollte sie tun? Mit ihrer Herrschaft reden? Aber um Frau van Wieringdaeles Lippen war ein verächtlicher Zug eingegraben, dessen Bedeutung sie nur zu gut kannte. Es würde nichts nützen, es würde der Witwe vielleicht einen Vorwand an die Hand geben, sie sogleich fortzuschicken, und obchon sie für sich selber lieber die Armut der Ihrigen geteilt, als den fremden Reichtum allein genossen hätte, so hatte sie doch zu viel praktischen Sinn, um nicht einzusehen, daß die Sorge ihrer Eltern durch ihre Anwesenheit eher erschwert, als erleichtert werden würde. Und dann scheute sie sich auch, die ewigen Vorwürfe und die bitteren Ausfälle gegen ihren Vater anzuhören; sie wußte, daß er sie verdient hatte und daß er sein Leben lang sein eigener größter Feind gewesen war; aber er

war und blieb doch ihr Vater und es war ihr hart, die Verschuldigungen dieser Frau wider ihn hinnehmen zu müssen.

Ihr Vater hatte an die „gnädige Cousine“ noch manchen Brief geschrieben; Antoinette wußte das zu wohl, aber sie wußte auch, daß die Briefe ungelesen ins Feuer geworfen wurden. Jeder Versuch würde daher vergebens sein; aber sie mußte doch etwas tun und deshalb verlangte sie so sehr, der Christmette beizuwohnen, dort aus tiefstem Herzen für ihre Eltern zu beten und Gott zu bitten, ihr zu zeigen, wie sie ihnen helfen könnte.

Es war noch dunkle Nacht, als sie mit dem Gärtner und seiner Frau den Weg von Baartficht nach Meeringen zurücklegte. Antoinette war in einen warmen Mantel und in einen Pelz gehüllt; es war empfindlich kalt, obschon die Nacht nicht wie die der Weihnachtszeit sonst öfters eigene Schönheit hatte. Es froh nicht, aber es hing ein dichter, naßkalter Nebel über der Erde. Der Gärtner trug eine Laterne, denn der Weg den Kanal entlang war nicht ungefährlich. Sie gingen, so rasch sie konnten, und legten den Weg zur Stadt in kurzer Zeit zurück. Die neue, schöne gotische Kirche war von hellem Glanz erfüllt; der reich vergoldete Altar war mit vielen Blumen geziert, zwischen denen die Kerzen wie goldene Sterne flimmerten, die Orgel brauste in mächtigen Tönen und das Hochamt nahm seinen Anfang.

Antoinette lag in inbrünstigem Gebet versunken auf den Knien; hier durfte sie sich ungestört ihrem Kummer überlassen. Sie weinte bitterlich und immer wieder kam die Bitte auf ihre Lippen: „O liebes Jesukindlein, habe Mitleid mit meiner armen guten Mutter! Ach, du hast deine Mutter so lieb gehabt, als du von allen Menschen verlassen in der Krippe lagst, und nun ist meine Mutter so krank und elend. O sage mir, was ich tun muß?“

Das Gebet und die Tränen taten ihr wohl; sie wohnte den drei heiligen Messen bei, und als das Licht des Tages sich langsam durch die bemalten Fensterscheiben stahl und die von den Gläubigen angestimmten Christlieder verhallten, wagte sie nicht länger zu bleiben, sondern stand auf und entfernte sich.

Als sie im Portal war, blieb sie erstaunt stehen, denn sie sah Gottfried vor sich.

„Sie haben mich lange warten lassen, Cousine!“ sagte er freundlich und reichte ihr die Hand.

„Aber wie kommen Sie hieher, Vetter?“

„Das wundert Sie, nicht wahr? Nun, die Sache ist sehr einfach; ich habe oft von der Nachtmesse gelesen und kenne meinen Vondel¹⁾ auch: O Christnacht, schöner als die Tage... und deshalb hatte ich es mir in den Kopf gesetzt, mir die Sache einmal anzusehen.“

„Und Sie haben mir nichts davon gesagt?“

„Ich hatte kaum an Weihnachten gedacht. Sie wissen ja, Mutter und ich leben wie die Heiden; aber gestern abend, als Sie schon zu Bett waren, sagte der alte Hein: Das wird morgen ein kalter Ausflug sein, wenn das Fräulein zur Frühmesse geht.“

„Hat er das gesagt in Gegenwart Ihrer Mutter?“

„Ist es denn ein Geheimniß?“

„Nein, aber —“

„Meine Mutter braucht von Ihren Gängen zur Kirche nichts zu wissen, aber Hein sagte es ganz arglos. Ich erkundigte mich bei ihm, wann die Messe anfinge, und bin früh aufgestanden, aber ich kam doch erst, als das Gloria in excelsis gesungen wurde.“

Sie gingen eine Weile nebeneinander, und wie ein Blick durchzuckte es Antoinette: Erzähle ihm alles, er ist gut und rechtlich denkend, er wird dir helfen!

„Sonderbar,“ sagte Gottfried nach einer kleinen Pause, — „wir leben ganz ohne alle Religion. Mutter sagt, daß es überflüssig und unzeitgemäß ist, religiös zu sein, und an der Universität denkt man gerade so, und doch suche ich stets die katholische Kirche auf. Ich erhalte dort einen so eigenthümlichen Eindruck, wie ich ihn an keiner andern Stätte empfangen.“

„Wie so?“ fragte Antoinette teilnehmend.

„Ich weiß es nicht; es ist mir, als wenn ich eine Sprache höre, die ich vor langen, langen Jahren selbst sprach oder doch verstand; es ist mir alles so fremd und doch wieder, als wenn ich mit niederknien müsse und Worte stammeln, deren ich mich nicht zu erinnern weiß.“

1) Ein hervorragender mittelalterlicher holländischer Dichter.

„Sonderbar!“

„Ja, sonderbar! Es ist, als wenn eine Flut von Erinnerungen über mich kommt, als wenn durch jene Musik, jene Weihrauchwolken Saiten in meinem Innern anklingen, so fein, so zart wie keine anderen in meiner Seele sind. — Ich möchte gern wissen, was das bedeutet.“

„Sind Sie vielleicht einmal als Kind in einer katholischen Kirche gewesen?“

„Vielleicht, ja — aber das kann doch nicht einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, daß jene Empfindung immer wieder unwillkürlich in mir aufsteigt. Ich will es aufrichtig gestehen, eine solche Stunde in der Kirche tut mir wohl; ich werde in eine ganz andere Gedankenphäre entführt, — am liebsten möchte ich mitsingen und mitbeten.“

„Und weshalb tun Sie es nicht?“

„Weil die Religion für mich noch keinen andern Wert hat, als den einer schönen poetischen Legende.“

„Und wenn ihr nun Wahrheit zu Grunde läge?“

„Dann würde es mich freuen, denn unser Leben würde an Schönheit und Wert gewinnen.“

„Und Sie würden die erkannte Wahrheit annehmen?“

„Natürlich, sobald ich mich von der Wahrheit überzeugt hätte.“

„Um zu einer Überzeugung zu gelangen, muß man doch untersuchen.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich das nicht tue?“

Sie sah ihn überrascht an, dann setzte sie leise hinzu: „Es ist mehr erforderlich, um die Wahrheit kennen zu lernen.“

„Was denn?“

„Man muß beten.“

„Zu einem Gott, den man nicht kennt?“

„Aber den man kennen lernen will!“

Er schwieg eine Weile und fuhr dann fort: „Ich habe nie beten gelernt, glaube ich, und doch, bisweilen ist es mir, als wenn ich es doch gelernt und wieder vergessen hätte. Ich werde öfters in eine katholische Kirche gehen, dann lerne ich es vielleicht wieder.“

Es war nun völlig Tag geworden, wenigstens so weit es

überhaupt bei diesem Wetter möglich war: ein grauer, dunkler, nasser Wintertag, kahle Bäume mit triefenden Zweigen, unabherrschbare Wiesen in graue Nebelwolken gehüllt, in der Ferne eine dunkle Masse, die sich von der Luft wie ein großer Flecken abhob, der Park von Baartficht.

Antoinette und Gottfried gingen wieder eine Weile schweigend nebeneinander, beide von ihren eigenen Gedanken erfüllt. Gottfrieds Geständnis, das Antoinette nie von ihm erwartet hätte, drängte für einen Moment ihre eigenen Sorgen und ihren Kummer in den Hintergrund.

Sie hatte ihn immer geachtet und selbst ein wenig Scheu vor ihm gehabt, weil er immer so ernst und ruhig war, aber dabei immer gleich freundlich und höflich. Sie hatte sich immer in gemessener Entfernung von ihm gehalten, und nie war ein vertrauliches Wort zwischen ihnen gewechselt worden, und nun sprach er plötzlich von den geheimsten Gedanken und Empfindungen seiner Seele, die er seiner eigenen Mutter gewiß nicht offenbart hätte.

Doch war es nicht so sehr die Vertraulichkeit selbst, die auf sie einen so tiefen Eindruck machte, als das, was er ihr anvertraut hatte. Sollte Gottes Stimme wirklich an ihn ergangen sein, um ihn zur Wahrheit zu berufen, und würde er dieser Stimme, trotz allen Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, Gehör geben?

Sie kannte die Festigkeit seines Charakters, die er von seiner Mutter geerbt hatte, zur Genüge, um zu wissen, daß, falls er die Überzeugung von der Wahrheit der Religion erlangt, keine irdischen Beweggründe ihn zurückhalten würden, sich zu der Religion zu bekennen, und sie faßte den Entschluß, viel für ihn zu beten.

„Finden Sie Trost im Gebete, Antoinette?“ fragte Gottfried, nachdem sie eine Zeitlang schweigend einhergeschritten waren.

Sie blickte flüchtig zu ihm auf und er bemerkte, daß ihre Augen noch verweint aussahen.

„Gewiß, Gottfried, vielen Trost!“

„Die Frage ist vielleicht unbescheiden, aber dann lassen Sie dieselbe einfach unbeantwortet — ich glaube zu bemerken,

daß Sie geweint haben. Waren es nur Tränen der Andacht wenn ich fragen darf?"

Sie schüttelte den Kopf.

„O nein, mein Herz war so schwer und meine Seele so betrübt, als ich zur Kirche ging.“

„Und jetzt?"

„Jetzt weiß ich bestimmt, daß Gott helfen wird. Ich vertraue fest darauf, daß er uns nicht verlassen wird und daß ich Ihnen nun gerade begegnen muß, sehe ich als eine Fügung von oben an, denn ich habe schon lange die Gelegenheit gesucht, mit Ihnen ein Wort unter vier Augen zu reden.“

„Das freut mich, Antoinette, reden Sie! Wenn ich Ihnen helfen kann, werde ich es gewiß tun.“

Antoinette öffnete ihm ihr Herz, erzählte ihm von der traurigen Lage der Ihrigen, von der Krankheit ihrer Mutter und von ihrer eigenen Ohnmacht, nicht allein, ihnen zu helfen, sondern auch von der Ungewißheit, in der sie sich befand, ob sie seine Mutter um Beistand angehen solle; es müsse notwendig etwas geschehen.

Gottfried hatte ihr aufmerksam zugehört.

„Es ist sehr traurig, Antoinette, und ich begreife vollkommen Ihre Verlegenheit; aber ich rate Ihnen, nicht mit meiner Mutter davon zu reden. Ich habe noch Geld zur Verfügung; schicken Sie das vorläufig hin, sie braucht nichts davon zu erfahren. Es scheint, daß Ihr Vater sie schwer beleidigt hat bei unserer letzten Anwesenheit in Amsterdam. Ich will Ihnen das Geld gleich geben.“

„O, wie soll ich Ihnen danken!"

„Das ist durchaus nicht nötig, Antoinette. Ich halte es für meine Pflicht, Ihre Familie zu unterstützen. Ich glaube gewiß, daß mein Großvater, wenn ihm die Zeit dazu geblieben wäre, mir diese Pflicht auferlegt haben würde. Sobald ich majorenn bin, werde ich mich dieser Aufgabe ernstlich unterziehen. Vorläufig müssen Sie mit dieser geringen Summe zufrieden sein.“

Gerade waren sie bei Baartficht angelangt und schritten durch das Thor über den Hof. Frau van Wieringdaele stand

an einem Fenster und sah sie kommen. Sie zog die Augenbrauen empor und die Frage kam auf ihre Lippen: „Was hat das zu bedeuten?“

Zwölftes Kapitel.

Antoinette machte sich sofort mit dem Frühstückstisch zu schaffen; Gottfried las die Morgenblätter. Als seine Mutter erschien, begrüßte er sie freundlich wie immer, während sich Antoinette wortlos verbeugte.

„Wie ich bemerkte, hast du schon in der Frühe einen Spaziergang gemacht,“ sagte die Witwe, ihre Worte scharf betonend, — „das Wetter ist doch nicht gerade verlockend zu nennen. — Wo bist du gewesen?“

„Wo ich sonst nicht viel hinkomme,“ entgegnete Gottfried lächelnd, — „es ist heut Weihnachten, und ich bin zur Frühmesse gegangen.“

„Welcher Einfall! Und wie kamst du dazu?“

„Ich wollte Erinnerungen aus meiner Jugend auffrischen. Das mußt du mir einmal erzählen, Mutter. Bin ich, als ich noch ganz klein war, nicht öfter in einer katholischen Kirche gewesen? Es kommt mir dort alles so bekannt vor; ich fühle mich wie zu Hause.“

Zufällig hatte Antoinette einen Blick auf Gottfrieds Mutter geworfen und war von ihrem Aussehen fast erschreckt. Ihre Augen traten fast aus den Höhlen und ihre Lippen zogen sich krampfhaft zusammen; ihre Stimme klang heiser, als sie erwiderte: „Welch törichter Gedanke! Ich weiß nichts davon! Vielleicht hat Gamba, die spanische Negerin, deine ehemalige Wärterin, dich ohne mein Wissen mit in die Kirche genommen. Ich weiß es nicht, aber ich wundere mich, daß du nicht verständiger bist und die Kirche den alten Weibern und den eigensinnigen Kindern überlässest, die klüger sein wollen als erfahrene Leute. — Wir wollen frühstücken, wenn das Fräulein, das an einem nassen Wintermorgen so weite Spaziergänge macht, wenigstens für einen ordentlichen Tee gesorgt hat.“

Der Tee war vorzüglich, doch Frau van Wieringdaele machte ein sehr verdrießliches Gesicht. Sie war durchaus nicht

in rosigter Laune, und was Gottfried ihr auch aus den Zeitungen vorlesen mochte, es gelang ihm nicht, sie in bessere Stimmung zu bringen.

„Ich erwarte Sie gleich in meinem Zimmer, Miß Antoinette,“ sagte sie von oben herab, während sie sich entfernte.

Wenn Frau Wieringdaele Antoinette als Miß anredete, so war das ein Zeichen ihrer höchsten Ungnade. Es war Gottfried sehr unangenehm, aber er kannte seine Mutter und wußte, daß jedes entschuldigende Wort von seiner Seite nur Öl ins Feuer gießen hieße.

„Halten Sie sich nur tapfer,“ sagte er, — „widersprechen Sie ihr nicht! Es tut mir leid, daß ich Ihnen diese Unannehmlichkeit bereitet habe.“

„Es ist ja nicht Ihre Schuld, Gottfried!“

„Mehr als Sie glauben. Ich weiß nicht, wie meine Mutter dazu kommt, in religiösen Dingen die schroffe Seite so herauszukehren. Früher war ihr die Sache ganz gleichgültig.“

Nach einer Viertelstunde klopfte Antoinette bei Frau van Wieringdaele an und auf ihr gebieterisches Herein trat sie näher.

Die stolze Dame saß kerzengerade an ihrem Schreibpult; sie trug ihre englische Witwenhaube, und die Spinne auf ihrer Brust warf der Reflex vom offenen Herdfeuer funkelnd zurück. Nie war das häßliche Tier Antoinette so drohend vorgekommen.

„Ich habe nur ein paar Worte mit Ihnen zu reden, Miß. Das ewige Kirchenlaufen hat mich lange genug verdrossen. Als ich Sie in mein Haus aufnahm, stellte Ihre Mutter — als wenn sie mir eine hohe Ehre und eine große Gunst erzeugte — die Bedingung, Ihnen eine katholische Erziehung zu geben. Ich schickte Sie zu Klosterfrauen, aber jetzt sind Sie klug genug, um ein selbständiges Urtheil zu haben. — Wollen Sie mit den früheren kindischen Gewohnheiten brechen, ja oder nein?“

„Ich weiß nicht, was Sie damit meinen, Madame?“

„Das ist doch nicht schwer zu verstehen! Wollen Sie einfach leben wie mein Sohn und ich, ohne uns mit Ihren sogenannten religiösen Pflichten zu behelligen, oder wollen Sie diese Pflichten auch ferner erfüllen?“

„Das muß ich ja doch, Madame!“

„So? Sie stellen also die Vorschriften irgend eines Geistlichen, den Sie gar nicht kennen, höher, als die Pflichten der Dankbarkeit gegenüber mir, Ihrer Wohltäterin, der Sie alles zu danken haben!“

„Aber Madame, mir steht die Wahl nicht frei“, sprach Antoinette. „Mein Gewissen schreibt mir das eine vor, und das andere —“

„Ist in Ihren Augen Nebensache. — Nun, ich habe keine Lust, mich mit Ihnen in einen Wortstreit einzulassen; ich frage Sie also: wollen Sie sich meinem Willen fügen oder dem des Geistlichen?“

„Madame, ich muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, und so sehr es mir leid tut —“

„Sie wollen sich meinem Willen also nicht unterwerfen?“

„Ich darf es nicht, Madame!“

„Das ist Ihre Sache. Ich lasse mich nicht darauf ein. Sie tun es oder Sie tun es nicht, wenn ich es nur weiß. Ich will keinen Unfrieden im Hause haben.“

„Sie wollen mich also fortschicken, Madame?“

„Ja, und zwar heute noch.“

Antoinette wurde leichenblaß; sie sah keinen Ausweg. Entweder mußte sie gegen ihr Gewissen handeln und ihrer Religion untreu werden, oder ihren Eltern in ihrem Elend noch mehr zur Last fallen. Und doch, sie konnte und durfte nicht anders handeln! Dabei war es ihr gleichzeitig klar, daß Frau van Wieringdaele nur nach einem Vorwande suchte, um sie fortzuschicken.

„Es tut mir leid, Madame, aber wenn Sie es nicht anders wollen, dann muß ich gehen“, entgegnete sie mit zögernder Stimme.

„Sie wissen, wie es bei Ihnen zu Hause steht; — es wird da wenig zu essen übrig bleiben. Mit offenen Armen werden Sie gewiß nicht empfangen!“

„Unter Ihren Bedingungen kann ich doch nicht bleiben“, seufzte Antoinette tiefbekümmert; — „ich bin Ihnen von Herzen dankbar für alle Wohltaten und hoffe, Ihnen einmal beweisen zu können, daß ich keine Undankbare bin.“

„Schöne Worte, die für mich keinen Wert haben. Packen

Sie Ihre Sachen nur zusammen; gegen Mittag wird der Wagen Sie mit Ihrem Koffer zur Bahn bringen. Ich habe keine Zeit, mich weiter mit Ihnen einzulassen; was ich noch zu sagen habe, wird in einem Briefe stehen, den ich Ihnen durch Hein bringen lassen werde."

Antoinette war keines Wortes mächtig, sie stand da, als wenn ein schwerer Stein ihr Haupt getroffen hätte.

"Sie jagen mich fort, Madame!?"

"Nein, es ist Ihre eigene Wahl, Sie wollen nicht länger bleiben —"

"Weil Sie mir unmögliche Bedingungen stellen wollen."

"Ich werde mir doch wohl erlauben dürfen, in meinem eigenen Hause nach Belieben zu schalten; wer bei mir wohnen will, muß sich meinen Bedingungen unterwerfen. Gehen Sie jetzt!"

"Darf ich Ihnen für alles danken —" Ihre Stimme erstickte in Tränen.

"Kein Wort mehr! Es ist genug!"

Antoinette verbeugte sich und verließ schwankenden Schrittes das Zimmer.

Frau van Wieringdale schaute ihr nach und nickte mit dem Kopfe.

"Das Kind ist nicht übel, die beste von der Familie; aber es ist besser so, — jede Brücke muß abgebrochen werden..."

Antoinette war im Vorzimmer, ehe sie es wußte; es war ihr noch immer, als wenn sie schlafwandelte, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß es Wirklichkeit war, was Frau van Wieringdale ihr soeben gesagt hatte.

Gottfried sah sie hereinkommen, bleich wie die Wand und nach einer Stütze suchend, als wenn ihr nicht wohl wäre.

"Ich bin fortgeschickt", sagte sie mit kaum hörbarer Stimme.

"Unmöglich, liebe Antoinette!" rief er erstaunt, — "was haben Sie sich denn hier zu schulden kommen lassen?"

"Nichts, aber ich darf meine religiösen Pflichten nicht mehr erfüllen, und unter dieser Bedingung kann ich nicht bleiben."

"Das ist nichts weiter als ein Vorwand!" fuhr er auf.

"Das glaube ich auch," sagte sie, — "aber es bleibt sich gleich; ich muß diesen Mittag noch abreisen."

„Aber das geht nicht; ich werde mit meiner Mutter reden, jetzt gleich.“

„Es wird nichts nützen, Gottfried!“

Er hörte nicht darauf und trat, ohne anzuklopfen, in das Zimmer seiner Mutter, die mit Schreiben beschäftigt war.

„Mutter,“ sagte er so ruhig als möglich, „warum schickst du Antoinette fort?“

„Ich schicke sie nicht fort; sie geht freiwillig, ich habe ihr die Wahl gelassen.“

„Ein netter freier Wille, wenn du ihr Gewissen knechtest! Mit dem nämlichen Recht kannst du sagen, daß die Märtyrer sich freiwillig den Tod gaben. So engherzig bist du nicht, daß du dieses Mädchen, das du zu dir genommen und an ein behagliches Leben gewöhnt hast, nun in die weite, weite Welt hinausjenden willst, weil ihre religiösen Anschauungen dir nicht passen.“

„Mit ihren Anschauungen habe ich nichts zu schaffen, sondern nur mit den Konsequenzen, die daraus gezogen werden.“

„Und wie können diese dir hinderlich sein?“

„Das ist meine Sache, und außerdem habe ich andere Gründe, worüber ich meinem Sohne keine Rechenschaft zu geben brauche.“

Er sah sie fest an und fragte sie mit ernster Stimme:

„Darf ich sie dir nennen, Mutter?“

„So laß hören!“

„Du meinst oder du fürchtest, daß ich Antoinette einen Antrag machen werde.“

„Nein, das fürchte ich nicht; wohl aber, daß sie diesen Antrag ablehnen würde, und das kann ich nicht dulden; deshalb schicke ich sie fort.“

„Weshalb sollte sie mich abweisen?“

„Aus zwei Gründen: Du bist mit ihr verwandt und eines andern Glaubens, — das sind zwei Hindernisse, über die ein Katholik nicht hinweg kann. Ich wollte gern wissen, wie weit Antoinettens Widerstand gehen würde; jetzt weiß ich es, und je eher sie geht, umso besser.“

„Und was soll aus ihr werden?“

Sie gab ihm den Brief, den sie geschrieben hatte; eine Anweisung auf tausend Gulden an ein Amsterdamer Bankhaus.

„Damit wird sie doch schon etwas ausrichten können.“

„Wenn ihr Vater nicht die Hand darauf legt.“

„Für den werde ich schon sorgen. — Ich will die Familie nicht sich selbst überlassen, Gottfried,“ fuhr sie in freundlicherem Tone fort, — „aber es ist besser, daß sie nichts davon wissen; ich will die Sache regeln, ehe du majorenn bist.“

Gottfried stand hinter dem Pulte; alle Farbe war von seinen Wangen gewichen und seine Lippen zuckten.

„Ich habe Antonia gern,“ sagte er.

„Und findest du es deshalb nicht besser, daß sie geht?“

„Vielleicht wohl,“ meinte er, „wenn es doch unmöglich ist.“

„Ich bin davon fest überzeugt,“ sagte Frau van Wiering-daele. „Ich hätte über jene Dinge hinweggesehen; sie wird es nicht tun.“

„Und ich glaubte gerade, daß du wegen der traurigen Familienverhältnisse nicht geneigt sein würdest —“

Sie sah ihn mit den großen Augen ruhig und fest an, während sie entgegnete:

„Es wäre mir mein liebster Wunsch gewesen. Ich glaubte das Kind wie Wachs kneten zu können, um dir eine gute Frau zu schenken, aber ich habe gesehen, daß sie einen eisernen Willen hat, der sich nicht beugen läßt. Hätte ich Sabine zu mir genommen, so hätte ich eine leichtere Aufgabe gehabt.“

„Sabine!“ sagte Gottfried verächtlich, — „ich bedanke mich schonstens!“

Zur festgesetzten Stunde reiste Antoinette ab, zum großen Leidwesen der Dienerschaft, die sehr an ihr hing. Sie hielt sich tapfer und nahm den Brief, den Hein ihr reichte, ruhig entgegen.

Im letzten Augenblick erschien Gottfried an der Schwelle, um ihr die Hand zum Abschied zu reichen.

„Leben Sie wohl, Cousinchen,“ sagte er, „es ist nichts zu ändern. Mutter ist ungerecht, aber sie hat Ihrer gedacht. Sie dürfen es nicht ausschlagen, denn Sie haben ein Recht darauf.“

„Werde ich Sie sehen, wenn Sie einmal nach Amsterdam kommen, Gottfried?“ fragte sie.

„Vielleicht, ich weiß es noch nicht.“

„Wenn Ihre Mutter damit einverstanden,“ fügte sie rasch hinzu, dann stieg sie in den Wagen und fuhr fort.

Solange sie sich beobachtet sah, war sie stark geblieben, aber als sie allein im Wagen saß, verließ sie die mühsam errungene Selbstbeherrschung; die Tränen stürzten ihr unaufhaltsam über die Wangen.

Die Zukunft lag, wohin sie auch ihr Auge wenden mochte, finster und drohend vor ihr.

Dreizehntes Kapitel.

Der hohe Festtag wurde in der armseligen Behausung der Wieringdaeles nicht sehr fröhlich gefeiert. Doch konnte mit dem Geld, das Antoinette vor einigen Tagen geschickt hatte, wenigstens das Feuer im Ofen angelegt und ein Stückchen Fleisch gebraten werden. Tonia lag in starkem Fieber zu Bett; Kooschen suchte die Kinder soviel als möglich ruhig zu halten und Papa machte mit Sabina einen kleinen Spaziergang, um die häuslichen Sorgen zu vergessen.

In diesen nicht sehr einladenden häuslichen Kreis trat Antoinette plötzlich herein. Sie stand mitten im Zimmer, ehe jemand sie gesehen oder gehört hatte; aber das mütterliche Herz schien der kranken Frau in dem dunklen Ofen zu verraten, daß ihr Kind sich in der Nähe befand.

„Antoinette,“ fragte sie mit schwacher Stimme, — „bist du es, oder täusche ich mich?“

„Nein, Mütterchen, ich bin es wirklich,“ entgegnete das junge Mädchen, einen Kuß auf die glühende Stirne ihrer Mutter drückend.

„Hat unsere Cousine dir erlaubt, uns heute zu besuchen? — Das ist recht freundlich von ihr, recht freundlich.“

Auf Antoinettes Gesicht zuckte es schmerzlich, als sie das Rissen ihrer Mutter aufschüttelte, so daß sie bequemer lag.

„Ich bin so froh, daß du gekommen bist, es ist hier eine so trostlose Wirtschaft! Ich habe gearbeitet, so lange ich konnte, und Kooschen hat mir treu geholfen, aber sie ist noch so jung, und ich kann nicht mehr.“

„Es ist auch nicht mehr nötig, Mütterchen! Du darfst

dich jetzt ausruhen; ich werde für dich arbeiten, ich bleibe ganz bei dir.“

„Ganz hier bleiben! Und weshalb? Hast du dich auch mit ihr überworfen?“

Antoinette erzählte in kurzen Worten, so heiter wie möglich, was vorgefallen war.

„Ach Gott! auch das noch!“ klagte die arme Frau; — „was sollen wir jetzt machen?“

„Aber ich habe doch recht gehandelt, liebe Mutter, ganz wie du mich gelehrt, ich durfte nicht anders —“

„Gewiß, gewiß! Gott wird dich dafür belohnen; aber ach! vorläufig weiß ich keinen Rat! Was wird Papa sagen? Er wird gewiß sehr böse sein!“

Antoinette zuckte die Achseln. „Papa sagt ja immer: Das Prinzip geht über alles!“

„Ja, wenn es ihn selbst angeht; aber wenn andere sich darauf berufen — o mein armer Kopf!“

Und das Gesicht in den Kissen bergend, begann das arme Geschöpf verzweiflungsvoll zu schluchzen.

„Ach Mutter! mache es mir nicht schwerer,“ seufzte Antoinette, — „es läßt sich ja nicht ändern! Wenn ich hier zur Last bin, werde ich mir eine Stelle suchen.“

„Nein, mein Kind! Es ist so hart, seine eigenen Kinder nicht ernähren zu können! Ach! ach! Dein armer Papa und Sabina —“

„Die sind am wenigsten zu beklagen. Wenn ich dir nur helfen könnte! Ist der Doktor schon dagewesen?“

„Ach! was kann der Doktor da machen? Es ist nichts als Ermüdung. Ich habe es immer gesagt: wenn ich mich einmal legen muß, dann wird es mir schwer werden, wieder aufzustehen; und was soll aus den armen Kindern werden, wenn ich nicht mehr kann?“

Nun erinnerte sich Antoinette des Briefes ihrer Tante, den sie noch nicht geöffnet hatte; sie zog ihn aus der Tasche und erbrach das Siegel.

Sie fand darin die Anweisung auf das Geld, und ihr erstes Gefühl war das der Entrüstung wegen des Geschenkes, womit sie sozusagen abgekauft werden sollte; aber ein Blick

auf ihre arme, franke Mutter ließ jedes andere Bedenken fahren.

„Du brauchst keine Sorge zu haben, Mutter, denn ich bin reich. Schau her, tausend Gulden, das ist ihr letztes Almosen.“

Eine flüchtige Röthe kam über Tonias eingefallene Wangen: „Tausend Gulden, sagst du! Ei Kind! Laß das deinem Vater nicht sehen! Stecke sie fort und brauche sie für dich und die armen Kinder, wenn — wenn ich nicht mehr da bin.“

Antoinette dachte nach; sie hatte ein aufrichtiges Gemüth und haßte alle Umwege und Geheimniskrämereien, aber sie kannte auch ihren Vater und seine Unzuverlässigkeit in Geldsachen. Ihr erster Gedanke war gewesen, ihm die Summe zu übergeben; aber bei näherer Überlegung entschloß sie sich, lieber damit zu warten.

Als sie sich in der Wohnung umschaute, fand sie alles noch viel verkommener und armseliger als das letzte Mal; es war sogar unreinlich und schmutzig.

„Ist es wahr, daß du nicht mehr fortgehst?“ fragte Kooschen. „Schlimm genug für dich! Aber für mich ist es herrlich, ich kann nicht mehr allein fertig werden.“

Das Mädchen sah schlecht aus, bleich, eingefallen, mit gekrümmtem Rücken und matten Augen, und eine große Freude erfüllte Antoinettes Seele bei dem Gedanken, daß sie Hilfe bringen könne.

„Nun, ich werde dir treu zur Seite stehen; ich habe auf Baarsicht ordentlich arbeiten gelernt.“

„Und du bist kräftig und gesund, nicht so ausgehungert wie wir.“

Antoinette brachte das Nötigste in Ordnung, band eine Schürze vor und begann für das Mittagessen zu sorgen, das brodelnd auf dem Ofen stand.

„Ach, Kind!“ flehte die Mutter, „sage es heute wenigstens Papa noch nicht, daß du fortgeschickt bist. Ich kann es nicht hören, wenn er dich ausschilt.“

Antoinette versprach, um ihre Mutter zu beruhigen, ihn heute im Glauben zu lassen, daß sie mit Urlaub zu Hause sei; mit Kooschens Hilfe verbarg sie den Koffer, den ein Dienstmann gebracht hatte.

Als es fünf Uhr schlug, war von Vater und Sabine noch nichts zu entdecken.

„Sie bleiben lange aus,“ sagte Antoinette, auf ihre Uhr sehend.

„O, das ist nichts Außergewöhnliches! Lauter zarte Rücksicht von Papa und Vinchen; sie wollen uns unseren Anteil an der Mahlzeit nicht verkürzen, und darum essen sie lieber in irgend einer feinen Restauration. Lauter Aufopferung!“

Antoinette bemerkte zu ihrem Verdruß, daß Kooschen scharf und bissig zu werden begann, und sie nahm sich vor, ihr diesen Fehler mit Schonung auszutreiben.

„Ach, Kind!“ flüsterte Tonia. „Du mußt Geduld haben mit Kooschen. Sie ist so verbittert. Sabine und sie zanken den ganzen Tag und Papa gibt ihr nie recht, und sie ist doch ein gutes Kind; sie hilft mir, soviel sie nur kann.“

„Sei ohne Sorge, Mutter, ich werde mich mit den Schwestern nicht zanken; aber ich will mir Mühe geben, Kooschen ein wenig zu erheitern —“

„Und mit Sabine mußt du dich auch vertragen. Ich liebe so sehr den Frieden und die Ruhe.“

„Ich verspreche es dir, Mutter.“

„Und noch eins: du hast eine Uhr und eine Broche und Armbänder und Ringe; die darf dein Vater nicht sehen, sonst bringt er sie ins Versäzamt.“

„Aber, Mutter!“

„Ja, folge meinem Rat! Ich kenne ihn durch und durch! Kommen sie schon? O nein, glücklicherweise noch nicht. Ich bitte dich, Kettchen, tu den Schmuck fort, es würde mir leid tun, wenn er dir die Sachen fort nähme.“

Antoinette fühlte sich von all diesen Verhältnissen abgestoßen; wie würde sie es hier im elterlichen Hause aushalten können, wenn kein Friede, keine Eintracht, keine Wahrhaftigkeit in demselben wohnte? Sie fühlte tiefes Mitleid mit ihrer armen, schwachen Mutter, die mit allen Waffen der Schwäche, Zurückhaltung, List, kleinen Lügen sich gegen den zu verteidigen suchte, der ihr natürlicher Schützer hätte sein müssen. Am liebsten hätte sie sich gleich nach einer andern Stelle umgesehen, aber sie sah wohl ein, daß sie hier viel

nötiger war, und so war sie entschlossen, sich so viel als möglich darein zu finden.

Hermann und Sabine kamen erst gegen zehn Uhr abends heim. Sie hatten sich herrlich amüsiert; Hermann war einem alten Bekannten begegnet und der hatte sie eingeladen, mit ihm im Bible=Hotel zu essen; Sabine brachte Bonbons und anderes Raschwerk für die Kinder mit.

„O, sie hat ein goldenes Herz!“ rief der entzückte Vater, „immer denkt sie an andere, ihre Gedanken sind immer bei ihren Geschwistern.“

Daß Antoinette gekommen war, fanden sie gar nicht befremdend, sondern ganz natürlich. Antoinette war ja der Mutter Liebling; kein Wunder, daß sie gekommen war, sobald sie hörte, daß ihre Mutter krank war.

Hermann war in der besten Stimmung; sein Freund hatte mit vieler Theilnahme von seinem Plan zur Gründung einer Fabrik von chemischer Tinte Notiz genommen und morgen erwartete er ihn im Kaffeehause, um alles näher zu besprechen. Nach Frau van Wieringdaele erkundigte er sich kaum. „Die stolze Person bildet sich ein, wir könnten ohne sie nicht fertig werden,“ sagte er verächtlich, — „sie wird schon einmal das Gegentheil erfahren!“

Vierzehntes Kapitel.

Es schien in den ersten Tagen, als wenn mit Antoinette erst recht das Unglück bei Wieringdaeles eingekehrt wäre.

Gleich nach Neujahr regnete es Rechnungen und Mahnbrieife, selbst Vorladungen blieben nicht aus; auch wenn sie gewollt hätte, wäre es Antoinette nicht möglich gewesen, ihren Schatz zum allgemeinen Besten für später zu bewahren.

Im Befinden ihrer Mutter zeigte sich keine Besserung; sie versuchte aufzustehen, aber ihre Kräfte reichten nicht aus, und sie war gezwungen, sich wieder zu legen. Der von Antoinette herbeigerufene Arzt hatte Ruhe und kräftigende Mittel verschrieben, aber besonders erstere war schwer herbeizuführen. Sie hörte alles, was im Hause vorging, die Zudringlichkeit der Gläubiger, das Gezänk zwischen Sabine und Kooschen

und das Jammern der Ältesten, daß sie keine Stunden mehr bekam und daß ihre ganze Zukunft vernichtet sei, endlich die Drohungen, alles zu pfänden und öffentlich zu verkaufen, wenn die schon längst fällige Miete nicht sofort bezahlt würde.

Die arme Frau lag zitternd und behebend vor fortwährender Aufregung zu Bett. So lange nur einigermaßen möglich, war sie trotzdem in Antoinette gedrungen, ihr Geld nicht herzugeben; als aber Hermann und Sabine den Zusammenhang der Dinge erfuhren und Antoinette mit bitteren Vorwürfen überhäuften, rief sie ihre Tochter zu sich und flüsterte: „Du, was dein Herz dir eingibt, Kind! Ich kann es nicht länger anhören, aber gib nicht alles aus den Händen! O, es ist schrecklich, sein Kind vor dem eigenen Vater warnen zu müssen.“

Antoinette bezahlte hinter dem Rücken ihres Vaters die lautesten Dränger und ertrug mit bewundernswerther Ruhe alle Vorwürfe und Beleidigungen.

Sie widmete sich ganz dem Haushalt und der Pflege ihrer Mutter; alles ward von ihrem Gelde bestritten, aber niemand frug, woher es kam. Man aß und trank, Vater und Tochter gingen aus, um sich zu erholen oder der pflichtgetreuen Antoinette auszuweichen, deren Ruhe sie nur erbitterte, und das Ende war, daß Antoinette ihr kleines Kapital mehr und mehr zusammenschmelzen sah, so daß sie schon mit Schrecken wieder an den Tag dachte, an welchem man ganz ohne Brot sein würde.

Die chemische Fabrik schien ganz in Vergessenheit geraten; von der Weinagentur hörte man nichts mehr, und solange ihre Mutter bettlägerig war, konnte Antoinette auch nicht daran denken, für sich oder Nooschen eine Stelle zu suchen.

Eines Mittags, als sie beschäftigt war, die Kleider der Familie ein wenig auszubessern, wurde ein Brief an die Adresse ihres Vaters besorgt, von einem Notar, wie der Stempel auswies.

„Gewiß eine neue Misere,“ seufzte sie, — „es ist auch so lange nichts mehr dagewesen!“

„Von wem ist der Brief?“ fragte Sabine, die im Nebenzimmer ohne Klavierbegleitung gesungen hatte, „vom Notar Willems? Den muß ich mir ansehen!“

„Aber er ist ja an Papa adressiert, Sabine!“

„Das macht nichts aus. Papa hat keine Geheimnisse vor mir. Wenn es etwas Unangenehmes ist, so braucht es der arme Papa nicht zu wissen.“

Antoinette gab ihr umsonst Zeichen, vorsichtiger zu sein, da die Mutter im Alkoven alles hören könnte. Sabine war nicht gewohnt, ihre Mutter zu berücksichtigen; sie öffnete den Brief und hatte mit einem Blick den Inhalt überflogen.

„O!“ rief sie plötzlich laut aufjauchzend, — „wir sind ganz obenauf! Tausend Gulden Zinsen jährlich von jemand, der Großpapa geschädigt hat. Herrlich! Herrlich! Nun gehe ich nach Brüssel oder nach Paris an das Konservatorium und kann dort studieren nach Herzenslust!“

Sie sprang und lachte, als wenn sie plötzlich irrsinnig geworden wäre. Die Kinder kamen bei dem Lärm herbeigelaufen, um zu hören, was vorgefallen war.

„Ich bitte dich, Sabine, sei doch ruhig,“ verwies Antoinette, — „es sind doch Papas Angelegenheiten und du regst Mama durch dein lautes Wesen auf.“

„Du Raseweis mit deinem Fischblut,“ entgegnete Sabine verächtlich, — „nichts vermag dich aus deiner Ruhe zu bringen. Ist es denn nicht, um toll zu werden, tausend Gulden jährlich sicher! Viel ist es zwar nicht für eine so große Familie, aber wenn Papa es verständig mit mir anlegt —“

„Gewiß!“ unterbrach Kooschen sie spöttisch, „wenn ihr beide euch damit amüsiert und uns Hunger leiden lasset, so wird es schon gehen! — Aber wo kommt das Geld so plötzlich her, Nette?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Antoinette; „ich finde es höchst unpassend, Papas Brief zu öffnen und zu lesen.“

„Da, lies selbst!“ Und Sabine warf ihr den Brief zu.

Antoinette faltete den Brief zusammen, ohne hineinzublicken, und legte ihn fort; dann stand sie auf und ging zu ihrer Mutter.

„Kinder,“ rief sie plötzlich, zu Tode erschrocken, — „kommt rasch, die Mutter stirbt!“

Bei diesem Rufe flogen alle herbei; Tonia lag mit krampfhaft verzerrtem Gesicht, starren Augen und bleich wie eine Tote.

„Der Arzt, der Pfarrer!“ rief Antoinette, „Rooschen, schnell, schnell!“

Sie nahm Kölner Wasser, wusch ihrer Mutter die Schläfe, legte sie höher, rieb ihr den Puls, während Sabine schreiend und jammernd hin und her rannte und fragte, ob denn nie ein Sonnenstrahl ihnen scheinen würde.

„Hilf mir lieber!“ sagte Antoinette, „gib mir Essig und Wasser! — Ist Rooschen fort?“

Aber Sabine warf alles um, klagte und weinte und reichte immer die verkehrten Dinge. Endlich gab die arme Kranke ein Lebenszeichen, sie atmete tief auf und schloß die Augen.

„Mütterchen,“ schmeichelte Antoinette, „wie geht es nun, etwas besser?“

Sie nickte nur; sie war nicht im Stande zu sprechen und schien sich doch Mühe zu geben; endlich, als Antoinette das Ohr an ihre Lippen brachte, verstand sie das Wort „Ein Priester . . .“

„Roos ist schon fort, Mütterchen! Du hast uns so erschreckt. Komm, bleibe nur ruhig liegen und alles wird schon gut werden.“

Sabine stand daneben und frug unaufhörlich, ob es jetzt besser gehe, ein wenig besser, wo sie Schmerzen habe, am Kopf oder am Herzen, bis Antoinette sie endlich aus dem Zimmer führte und erklärte, daß die Mutter vor allen Dingen der Ruhe bedürfe.

„Nimm dich lieber der Kinder an!“ riet Antoinette, denn Lottchen saß erbärmlich schluchzend in einer Ecke und die Kinder standen regungslos am Fenster mit großen Tränen, die über die Wangen rollten. Als sie Antoinette sahen, flogen sie zu ihr hin, um zu fragen, wie es Mütterchen gehe.

Sabine wollte zu ihnen gehen und sie lieblosen, aber sie wichen vor der ältesten Schwester, die sie sonst immer hart anfuhr, scheu zurück und begannen noch lauter zu weinen.

Die Kinder durchlebten eine bange Stunde. Rooschen kam noch immer nicht zurück und Sabine, von Antoinette ausgesandt, um Hoffmannsche Tropfen und Ather zu holen, war froh, eine Weile fortgehen zu können. Sie kehrte mit einer Nachbarin zurück, die zu der Kranken wollte, alles auf die Nerven

schob, guten Rat erteilte und zum Trost erzählte, daß der Mann ihrer Schwester genau in der nämlichen Weise in einem solchen Anfall geblieben sei.

Sabine schob endlich das Fenster auf, um zu sehen, ob Kooz noch nicht komme, und wie Antoinette auch bitten mochte, doch die Kälte nicht hereindringen zu lassen, Sabine war auf andere Weise nicht zu beruhigen. Was würde der arme Papa sagen, wenn er käme? Sie wollte ihn vorsichtig vorbereiten.

Koozchen kam in großer Hast und Erregung allein zurück. Sie war bei drei Ärzten gewesen und hatte einen abschlägigen Bescheid bekommen, während ihr eigener Arzt, der weit entfernt wohnte, nicht zu Hause war. Auch den Pfarrer hatte sie nicht gefunden, doch einer der Kapläne würde sofort nachkommen.

„Ist das nicht überflüssig?“ fragte Sabine. „Es wird sie nur noch mehr erregen.“

„Mutter hat selbst nach einem Geistlichen verlangt,“ entgegnete Antoinette, und sich zu der Kranken begebend, sagte sie leise: „Der Priester wird gleich kommen. Ist es recht?“

Sie nickte kaum merklich und hielt Antoinettens Hand fest in der ihrigen: „Noch viel — zu sagen —“ brachte sie mit Mühe hervor.

Der Kaplan erschien und wurde zu ihr geführt. Sie war bei vollem Bewußtsein, nur das Sprechen fiel ihr schwer.

Als der Geistliche sie verließ, sagte er den Mädchen, Gefahr sei noch nicht vorhanden, wenn der Doktor es nötig erachten würde, sollten sie ihn rufen, dann werde er sofort kommen, ihr die heilige Wegzehrung zu bringen. Sabine und Koozchen schluchzten laut, Antoinette blieb ruhig und sprach mit dem geistlichen Herrn über die zu treffenden Vorbereitungen.

„Sie ist so kalt wie ein Stein,“ murmelte Sabine und wollte doch immer als Mutterkindchen gelten.

Als darauf der Doktor kam und die Kranke untersuchte, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Ist ihr etwas zugestoßen, ein Schrecken vielleicht?“ erkundigte er sich sofort.

Die Mädchen hatten gar nicht mehr an den Brief gedacht; plötzlich fiel es Antoinette wieder ein und jäh erblassend, mußte sie sich an dem Tisch festhalten.

„Mutter hat alles gehört, die Freude der Überraschung hat ihr geschadet!“

Sabine rief eifrig dazwischen: „Nein, die Freude kann ihr unmöglich geschadet haben!“

„Freude oder Leid, das bleibt sich gleich, Fräulein!“ sagte der Doktor, und sich an Antoinette wendend, fügte er hinzu: „Ich sah den Herrn Kaplan gerade von hier fortgehen; es wird gut sein, wenn Sie die Kranke versehen lassen.“

„Es ist also Gefahr da, Herr Doktor?“

Die Frage schnürte ihr sozusagen die Kehle zu; sie sah und hörte alles wie durch einen dichten Nebel.

„Augenblicklich nicht, aber wenn der Anfall sich wiederholen sollte, kann ich für nichts einstehen.“

Sabine schrie laut auf.

„Lassen Sie das, Fräulein!“ zürnte der Arzt. „Ihre Mutter ist bei vollem Bewußtsein, sie hört alles, und an ihrem Puls fühle ich, daß jede Erregung ihr zusetzt. Wenn Sie sich nicht zu beherrschen wissen, so tun Sie besser, sich so bald wie möglich zu entfernen.“

Welch ein Grobian! dachte Sabine, aber sie hielt sich ruhig.

Der Doktor gab Antoinette noch einige Verhaltensmaßregeln, schrieb ein Rezept und ging mit dem Versprechen, vor der Nacht zurückzukommen.

„Wo ist Ihr Papa?“ fragte er, als er sich entfernte.

„Er ist ausgegangen,“ sagte Antoinette.

„Doch nicht aus der Stadt?“

„Nein, er wird wohl gleich nach Hause kommen.“

„Um so besser! — Ihnen darf ich es wohl sagen; der Zustand ist äußerst bedenklich.“

„Keine Hoffnung mehr, Herr Doktor?“ fragte sie mit kummervollem Blick.

„Ich glaube kaum,“ meinte er kopfschüttelnd, — „ihr Körper ist erschöpft durch übermäßige Arbeit.“

„Eine Märtyrin!“ schluchzte Antoinette, und indem sie ihre Tränen trocknete, brachte sie Gott stillschweigend das Opfer ihres großen Kummers und betete um Kraft und Ergebung. Daraus schöpfte sie neue Kraft, um die Pflichten, die ihr ganz allein zufielen, zu erfüllen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Antoinette die Kraft fand, um in den Stunden und Tagen, die folgten, allen alles zu sein, das war ihr in späteren Jahren selbst unbegreiflich.

„Gott selbst hilft das Kreuz tragen! Das habe ich damals deutlich erfahren,“ sagte sie, „sonst wäre ich gewiß erlegen. Das einzige, was in solchen Umständen Kraft und Mut gibt, ist, sich wie ein willenloses Kind seiner führenden Hand zu überlassen.“

Mit der Kranken hatte sie eigentlich am wenigsten Last, um so mehr aber mit den anderen, besonders mit jenen, die sich sonst am wenigsten um die Mutter gekümmert hatten.

Kooschen war sehr betrübt, aber noch mehr entsetzt; sie tat aber dennoch ihr möglichstes, um Antoinette zu helfen und sich wenigstens der Kinder anzunehmen.

Mit Sabine und ihrem Vater aber war nichts anzufangen. Hermann war eine Stunde, nachdem der Doktor fortgegangen, ein Liedchen trällernd, heimgekehrt; er war wieder einem Freund begegnet, mit dem er getrunken und der ihm ein paar Duzend Flaschen Rheinwein in Auftrag gegeben hatte. Sabine kam ihm entgegen; mit aufgelösten Haaren und allen Gebärden des Jammers warf sie sich ihm an den Hals und rief unter krampfhaftem Schluchzen: „O Papa! sei doch stark! sei doch stark! Du bist der einzige, der uns noch übrig bleibt, wenn wir dich auch noch verlieren müssen —“

„Aber Kind, was gibt es denn?“

„Ach, die Mutter . . . die Mutter . . .“

„Was ist mit ihr?“

„Wirst du nicht erschrecken, lieber Papa, gewiß nicht? O, ich bin so bange, daß es dich zu sehr angreifen wird, armer, armer Papa!“

„Laß mich los, Kind! Sage mir doch nur rasch, welches Unglück uns wieder bedroht?“

„O, das aller schlimmste, Papa — die Mutter . . .“

„Steht es schlimm mit ihr?“

„Sie liegt im Sterben, sie wird schon verziehen.“

„O Himmel, auch das noch — Tonia, meine Tonia!“

Vor dem Altoven stand Antoinette; bleich und die Hände faltend steht sie ihn an, doch ruhig zu bleiben und die Kranke nicht zu erschrecken.

„Sie hat immer nach dir verlangt,“ setzte sie flüsternd hinzu, — „sei doch ruhig, ich bitte dich!“

„Sie hat gut reden,“ murmelte Sabine, „sie ist ganz anders geartet als wir.“

Hermann schob sie mit einer theatralischen Gebärde beiseite: „Mein Platz ist am Krankenslager meiner Frau. Niemand hat ein Recht, mich dort abzuweisen, am wenigsten mein Knd!“

Er neigte sich über die arme Tonia und hauchte einen Kuß auf ihre Stirn.

„Meine arme, liebe Frau!“ sagte er in einem Tone, der in diesem feierlichen Augenblick noch berechnet schien, auf seine Umgebung Eindruck zu machen.

Tonia schlug die müden Augen eben auf und drückte seine Hand zum Zeichen, daß sie ihn erkannt.

„Toinette, Gefährtin meiner Jugend, sollte der Augenblick des Scheidens denn gekommen sein?“

Bei diesen feierlichen Worten fingen die Kinder im Nebenzimmer laut zu weinen an; Antoinette zerbiß sich vor Ärger die Lippe und betete im Stillen, daß Gott ihr die Gnade geben möchte, gegenüber ihrem Vater nie die geziemende Ehrfurcht aus dem Auge zu verlieren.

Die Kranke machte eine Anstrengung, zu reden; schließlich brachte sie mit Mühe die Worte hervor:

„Die Kinder . . ., ach, Hermann, die Kinder!“

„Meine Kinder werden immer der Gegenstand meiner größten Sorge sein, wie bisher.“

Tonia wendete das müde Haupt ab und ließ seine Hand los; selbst in dieser Stunde, das fühlte sie, konnte sie nicht auf ihren Mann rechnen.

Ein wenig darauf erschien der Geistliche.

Antoinette hatte alles für die heilige Handlung vorbereitet; das Kreuzifix stand zwischen den Kerzen, sie hatte ein paar Blumenvasen auf den improvisierten Altar gestellt und ging dem Priester mit einer brennenden Kerze entgegen.

Wie nachlässig und gleichgültig Hermann und Sabine auch in religiöser Beziehung sein mochten, die ernste Feierlichkeit verfehlte doch ihren Eindruck nicht und machte sie ruhiger und nachdenklicher.

Als alles vorbei war, lag Tonia mit selbigem Lächeln da; für sich selbst war sie zufrieden; aber sie hatte noch so viel Sorge um die Zurückbleibenden, für die sie ihre Gesundheit und ihre Kräfte seit Jahren geopfert hatte.

„Wie geht es, Liebste?“ fragte Hermann.

„Ganz gut — nur — müde — müde.“

„Ja, die feierliche Handlung hat dich angestrengt, nicht war? Es war noch gar nicht nötig, Sabine meinte es auch; aber Antoinette wollte ihren Willen durchsetzen.“

Die Kranke schüttelte den Kopf.

„Nein — ich bin — davon nicht müde —“ und sie sank wieder in Schlummer.

Sie wollte sagen, daß sie vom Leben ermüdet sei und daß sie zu ruhen verlange, aber für immer und in alle Ewigkeit.

Der Doktor kam noch zurück und sagte, daß man bei der Kranken wachen müsse.

Hermann begleitete ihn zur Thür und fragte, was er von ihr halte.

„Sie wird schwerlich den folgenden Tag erleben,“ entgegnete der Arzt, der nichts auf Umschweife hielt.

„O, Doktor, ist es wahr? Meine arme Frau, meine unglücklichen Kinder!“

„Die arme Frau hat sich zu Tode gearbeitet; unbegreiflich, daß sie es so lange ausgehalten hat! Sie hätten sie mehr schonen müssen; denn sie ist schwach und ihre Nerven waren schon lange zerrüttet. Jetzt kommt das Klagen und Jammern zu spät.“

Hermann ließ den Doktor stehen und schwur im Stillen einen teureren Eid, einen anderen zu nehmen, wenn er einmal krank werden würde.

„Ich werde natürlich wachen,“ sagte er zu den Mädchen.

„Und ich auch,“ versicherte Sabine.

„Darf ich euch einen Rat geben,“ sagte Antoinette entschieden, „so legt euch beide schlafen. Ich werde euch gegen

zwei Uhr wecken und werde so lange mit Rooschen aufbleiben. Wenn etwas vorfallen sollte, wecke ich euch sofort.“

Vater und Tochter wechselten einen Blick.

„Was meinst du, Vine?“

„Die ersten Stunden der Nacht sind die leichtesten, da werden Roos und Netze schon fertig werden; wir wollen dann später den schwereren Teil auf uns nehmen.“

Dabei blieb es, und mit einem Seufzer der Erleichterung sah Antoinette die beiden sich in ihre Gemächer begeben.

„Du wirst sie doch nicht wecken?“ fragte Rooschen.

„Gewiß nicht! — Armes Mütterchen! Nun kann sie wenigstens ruhig schlafen.“

Die Stunden der Nacht krochen dahin! Die Kranke lag meistens unbeweglich, bisweilen ließ sie ein leises Wimmern vernehmen. Antoinette legte ihr Eis auf den Kopf und gab ihr von Zeit zu Zeit Tropfen ein; von Ermüdung und Kummer übermannt, war Rooschen im Sessel eingeschlafen. Nur Antoinette wachte am Bette ihrer Mutter. Um Mitternacht schlug diese die Augen auf.

„Antoinette,“ sagte sie mit hörbarer Stimme.

„Hier bin ich, liebe Mutter!“

„Gottlob, daß ich dich habe. — Sorge für die Kleinen — daß sie religiös bleiben — das war mein einziger Trost — der liebe Gott wird mir gnädig sein — ich hätte so gern mehr tun wollen — aber ich konnte nicht — ich hatte keine Zeit.“

Sie schwieg eine Weile, dann begann sie wieder: „Es wird euch besser gehen — keine Schulden mehr machen — nie mehr — und — Sabine nicht zur Bühne —“

„Ach, Mütterchen, du wirst nicht sterben, du bleibst bei uns. Wir können es jetzt besser haben, und dich jetzt entbehren zu müssen, das ist zu hart.“

„Ich will ausruhen — bei Gott! Ach! ich hätte es so gern besser machen wollen — aber ich konnte nicht.“

„Du bist die beste Mutter gewesen unter Tausenden. Verzeihst du uns all den Kummer, den wir dir bereitet haben?“

Sie lächelte flüchtig.

„O! ich war zu dumm für euch alle — zu dumm für Papa und Sabine —“

„Aber für mich nicht —“, schluchzte Antoinette.

„Und doch bist du die Verständigste. Bleibe bei den Kindern, immer — und bete viel, sehr viel. — O! ich hatte so wenig Zeit zum Beten.“

„Dein ganzes Leben war ja ein Gebet.“

„Nun, ich werde viel beten für euch alle —“

„Ach, Mutter!“

Sie ließ den Kopf auf das Kissen sinken, auf welchem die Kranke ruhte; nun erst begriff sie voll und ganz, was sie verlieren würde, und sie bebt zurück vor dem Los, das ihrer harzte.

Tonia strich ihr sanft über die Locken.

„Eine schwere Aufgabe, aber — Gott wird dich segnen,“ lächelte sie noch und schlummerte wieder ein.

Ein paar Stunden blieb sie ruhig, dann verlangte sie nach ihrem ältesten Sohne. Antoinette versprach ihr, daß er früh am Morgen zu ihr kommen würde. Das beruhigte sie wieder; es schlug vier Uhr und noch schloßen Wieringdaele und seine älteste Tochter ruhig weiter. Kooschen stand Antoinette treu zur Seite; die paar Stunden Schlaf hatten sie erquickt.

Nach vier Uhr schien der Todeskampf zu beginnen, und Antoinette hielt es für ihre Pflicht, ihren Vater und Sabine zu wecken. Sie erschienen schlaftrunken und wie geistesabwesend. Antoinette zündete die geweihte Kerze an, hieß sie niederknien und betete den Rosenkranz. Tonia bewegte die Lippen, als wenn sie mitbetete, bis sie plötzlich tief, tief Atem holte und ein Lächeln um ihre Lippen trat; der arme Körper war im Kampf erlegen, die mühevolle Laufbahn war zu Ende und sie ruhte jetzt aus von all ihrer Arbeit und Sorge für immer.

Daß Hermann und Sabine ihrem Schmerz in der lautesten Weise Lust machten, ließ Antoinette fortan kalt; ihre arme Mutter wurde nicht mehr davon gestört. Sie selbst hatte keine Tränen, keinen Seufzer, sie tat und ordnete alles wie im Traum. Ihr fielen alle Obliegenheiten zu; denn Hermann und Sabine hatten genug zu tun, um ihre tiefe Betrübnis zur Schau zu tragen.

Im Laufe des Tages stellte sie an Sabine die Frage, ob

sie dem Vater jenen Brief schon gegeben, der gerade eintraf, ehe die Mutter den Anfall bekam.

„Wie kannst du nur daran denken?“ seufzte sie; aber sie holte den Brief doch und gab ihn ihrem Vater.

Antoinette hörte noch, wie Sabine sagte: „Denk' dir nur, Papa, Nette machte mir heftige Vorstellungen, daß ich den Brief öffnete, und darüber hat sich Mama ganz gewiß alteriert. — Habe ich verkehrt gehandelt, Papa?“

„Keineswegs, mein Kind! Meine Angelegenheiten sind auch die deinigen. Was steht in jenem Brief? Ich kann nicht lesen, meine Augen schmerzen mich so sehr vor lauter Tränen.“

Sabine las nun mit halber Stimme, daß der Notar die Ehre und das Vergnügen habe, Herrn van Wieringdaele mitzuteilen, daß er von einem seiner kürzlich verstorbenen Klienten beauftragt sei, ihm lebenslänglich ein Jahresgehalt von tausend Gulden auszuzahlen, zur Begleichung einer alten, von besagtem Klienten Herrn Wieringdaeles Vater gegenüber kontrahierten Schuld.

Ein Freudenstrahl glitt über Hermanns Gesicht; aber sofort legte er es wieder in die Falten, die seine Trauer befunden sollten.

„Ach, Sabine! was nützt mir jetzt dieser Glücksfall, nachdem sie, die mir solange hindurch in Leid und Sorgen treu zur Seite stand, nicht mehr daran teilnehmen kann?“

„Vater, du hast noch deine Kinder!“ rief Sabine in pathetischem Ton.

„Ja, mein Kind; wenn ich diese Pflicht nicht hätte und in dir nicht meine beste Stütze fände, so würde ich erliegen.“

Antoinette hörte alles geduldig an, ohne ein Wort zu sagen; der große Schmerz brachte sie ihrem Vater und ihrer Schwester nicht näher. Die anderen Kinder dagegen klagten sich an sie als an ihre einzige Zuflucht, und sie gelobte im Stillen beim Andenken an ihre geliebte Mutter, ihnen so viel als möglich die Verstorbene zu ersetzen.

Hermann und Sabine waren schon bald in alle möglichen Dinge wegen der Todesanzeigen und der Trauerkleider vertieft; an die Exequien dagegen hatten sie nicht gedacht. Antoinette mußte alles auf sich nehmen und hatte die größte Mühe, um

das Begräbniß in aller Einfachheit stattfinden zu lassen. Sabine und ihr Vater dagegen wollten unter dem Eindruck des unerwarteten Glückes eine pomphafte Bestattung veranstalten, und machten Antoinette die heftigsten Vorwürfe, daß sie das Andenken der teuren Verbliebenen so wenig zu ehren wisse.

„Wie kannst du alles nur so ruhig über dich ergehen lassen?“ fragte Kooschen. „Du warst ja die einzige, die Mama immer geehrt hat — ich habe sie leider oft genug unehrerbietig behandelt. Ich würde der eiteln Puppe einmal ordentlich die Wahrheit sagen.“

„Ich bitte dich, Koos! Wir wollen den Frieden nicht stören. Sabine mag sagen, was sie will. Gottlob, unsere gute Mutter wußte es besser, und mein Gewissen gibt mir ein gutes Zeugnis.“

„Ich habe Frau van Wieringdaele geschrieben, um ihr unseren Verlust anzuzeigen,“ sagte Antoinette zu ihrem Vater.

„Aber Kind, wie konntest du nur das tun, ohne mich zu fragen? Du hast wohl vergessen, daß ich hier Herr und Meister bin! — Was sagst du zu einer solchen Naseweisheit, Bine?“

„Ich begreife es nicht, Vater; du hättest es gewiß nicht getan?“

„Um keinen Preis! Die Person, die uns immer mit so großer Geringschätzung behandelt hat und die besonders auch meine Frau so von oben herab ansah, womit hat sie eine solche Ehre verdient? Ich will ihr zeigen, daß ich ein Mann von Charakter bin. Ich weiß nicht einmal, ob ich ihr eine gedruckte Anzeige schicken werde.“

„Ich sehe nicht ein, wozu wir diese brauchen sollten; wir haben so viele Freunde nicht und es sind nur überflüssige Kosten.“

„Sie will uns wahrlich noch Gesetze vorschreiben, die keine Dame? Was weiß sie von unserer Familie, da sie doch immer bei Fremden war!“

So ging es unaufhörlich fort, aber doch gelang es Antoinette, in verschiedenen Dingen ihren Willen durchzusetzen. Sie hatte Geld in Händen und das gab ihr gegenüber ihrem Vater und ihrer Schwester ein eigenartiges Übergewicht.

Sechzehntes Kapitel.

Gottfried van Wieringdaele hatte in Utrecht ein paar schöne Zimmer in der besten Lage der Stadt. Er lebte sehr zurückgezogen, kümmerte sich wenig um seine Studiengenossen und galt in ihren Augen als ein sehr stolzer junger Mann. Man nannte ihn den Yankee oder den Silberkönig, aber selbst den lockersten Kumpanen wußte er Respekt einzulösen. Ihm gefiel das Treiben der Studenten nicht. Seine Studien flößten ihm auch kein großes Interesse ein; da er aber eine sehr rasche Fassungskraft hatte, bereiteten sie ihm nicht die mindesten Schwierigkeiten.

Seinen größten Genuß fand er in angestrengten Leibesübungen. Er machte lange Ausflüge auf dem Zweirad, ruderte weit hinaus oder ging auf die Jagd. Anfangs war er allein, dann machte er die Bekanntschaft eines jungen Mannes von guter, aber verarmter Familie, der die Universität nur besuchte, um den Doktorgrad zu holen und der sich daher mit den anderen Studenten gar nicht einließ. Dieser war sein treuer Freund und Begleiter auf den langen Ausflügen, die er nach vollbrachten Studien unternahm.

Arnold Holm und Gottfried van Wieringdaele erhielten auch alsbald allerlei Beinamen, wie Kastor und Pollux, Sonne und Mond und andere für Arnold weniger schmeichelhafte Benennungen; aber die beiden Freunde machten sich nichts daraus.

Arnold war zu bescheiden, um von der großen Freigebigkeit und Gleichgültigkeit, die seinem reichen Freunde eigen war, Gebrauch zu machen. Er hatte eine schwere Schule durchgemacht, war arm und elternlos; ein Onkel, der in einem Dörfchen der Provinz Oberystel Pfarrer war, ließ ihn studieren und legte sich selbst die größten Entbehrungen auf, um ihn in den Stand zu setzen, seinem Berufe zu folgen.

Arnold suchte daher so rasch und so billig als möglich fertig zu werden. Gottfried fühlte sich sehr zu dem ernstern und gediegenen jungen Manne hingezogen, und der Umstand, daß er katholisch war und treu seine Pflichten erfüllte, ließ ihn in Gottfrieds Achtung noch mehr steigen.

Sie waren fast täglich zusammen und gewannen gegenseitig viel durch diesen Verkehr. Wenn Arnold gewollt hätte, hätte er ganz auf Kosten seines Freundes leben und studieren können, aber mit edlem Selbstgefühl bestand er darauf, nichts von Gottfrieds Großmut anzunehmen, denn, so sagte er, wenn der eine alles gibt und der andere alles empfängt, geht das Gleichgewicht in der Freundschaft verloren.

„Dann bleibe ich ewig dein Schuldner,“ entgegnete Gottfried lächelnd, — „denn alles, was gut ist in unserem Umgang, gibt mir deine Gesellschaft, und ich kann mich nicht revanchieren.“

Während der Ferien hatte Arnold sich dazu verstanden, einige Tage auf Baartsicht zu verbringen. Die Douairiere ließ ihrem Sohn volle Freiheit in der Wahl seiner Freunde; sie fragte nicht nach seinem Tun und Treiben und noch weniger nach dem seiner Freunde. Bei Tisch war sie herzlich und freundlich den jungen Leuten gegenüber, und dabei blieb es.

Gottfried saß allein in seinem Zimmer mit einem schwarzumrandeten Brief in der Hand, als Arnold eintrat.

„Schlechte Nachrichten?“ fragte er teilnahmsvoll, — „hoffentlich doch nicht in der Verwandtschaft?“

Gottfried blickte auf und entgegnete: „Persönlich berührt mich die Nachricht kaum; denn ich kannte die Verstorbene nur wenig. Aber der Todesfall ist für jemand, der mir nahe steht, sehr schmerzlich. Ich glaube doch, daß ich gut daran tun werde, zum Begräbniß zu gehen.“

Er reichte seinem Freunde den Brief und dieser las die übertriebenen Phrasen, durch die Hermann van Wierindaele seinen Vetter Gottfried in Kenntniß setzte von dem entsetzlichen Schlage, der ihn getroffen hatte durch das unerwartete Hinscheiden seiner inniggeliebten, unvergeßlichen Frau.

„Laut geklennet und bald vergessen,“ sagte Arnold, ihm den Brief zurückgebend; — „also eine Cousine von dir?“

„Ja, die Mutter des Cousinchens, das bei uns im Hause war und das —“

„O ja, ich erinnere mich, ein ganz nettes Kind!“

„Sie ist kein Kind mehr, sie hat sich zu einem verständigen, braven Mädchen entwickelt. Aber sie ist nicht mehr bei uns, meine Mutter hat sie fortgeschickt, weil —“

„Nun?“

„Na, ich weiß es nicht, ich habe es nie so recht erfahren können; meine Mutter und ich sind wenig miteinander vertraut. Aber sie liebte die ihre sehr, obgleich sie eine unansehnliche und beschränkte arme Frau war.“

„Dann wird der Mann sie auch wohl sehr schmerzlich entbehren?“

„Jetzt, da er sie nicht mehr hat, ohne Zweifel! Aber, meinst du, Arnold — du kennst die holländischen Bräuche besser als ich —, soll ich denn zum Begräbnis gehen?“

Arnold verglich die Daten; der Brief war schon drei Tage alt, da es Montag war und die Freunde am Samstag und Sonntag aus der Stadt gewesen waren.

„Das Begräbnis hat heute stattgefunden, es ist also schon zu spät; aber da steht, daß die feierlichen Exequien am Mittwoch sein werden. — Ist die Familie denn katholisch?“

„Ja, habe ich dir das nie gesagt?“

„Vielleicht wohl, ich weiß es nicht mehr.“

„Es tut mir leid, — ich hätte Antoinette gern einen Beweis meiner Teilnahme gegeben.“

„Und was willst du nun bei den Exequien machen?“

„Ja, das ist wahr, ich gehöre nicht dahin,“ sagte Gottfried bitter, — „sie können keinen Kezer dabei gebrauchen.“

„Pfui!“ war alles, was Arnold darauf erwiderte, und dann setzte er hinzu: „Jedenfalls würde ich heute oder morgen hingehen, um der Familie einen Beileidsbesuch abzustatten.“

„Und ihr einen klingenden Beweis meiner Teilnahme zu bringen; denn daran wird es wohl fehlen. Dann gehe ich morgen, das heutige Kolleg möchte ich nicht versäumen.“

Am folgenden Tage saß Antoinette allein im vorderen Zimmer; sie fühlte erst jetzt ihren tiefen Schmerz und ihre Verlassenheit. So lange die vielen Sorgen wegen des Begräbnisses sie beschäftigt hatten, fand sie kaum Zeit, an ihren Verlust zu denken. Sie mußte alles ordnen und bestellen. Ihr Vater und Sabine hatten das große Wort, aber sie taten nichts oder machten alles verkehrt. Immerfort hatte sie zu tun, um ihren Willen durchzusetzen, wobei sie natürlich manches harte Wort hintergeschlucken mußte.

Natürlich hatte Sabine ihren Vater leicht zu bereden gewußt, daß es höchst unpassend sein würde, keine Trauer anzulegen. Alle bis zum jüngsten Kind sollten neue schwarze Kleider haben, das Geld war ja jetzt da!

Zum ersten Male fühlte Antoinette, daß ihre mit so großer Mühe bewahrte Ruhe sie verließ; es ging wieder auf das Schuldenmachen hinaus, denn mit dem kleinen Rest ihres Kapitals würde sie die allernotwendigsten Begräbniskosten kaum zu decken im Stande sein. — Mutter, hilf mir, betete sie in der Stille, daß ich meinem Vater mit der nötigen Ruhe und Achtung begegne. — Dann sagte sie in entschlossenem Tone zu Sabine:

„Was du für dich selber tun willst, das ist deine Sache; aber die Kinder und ich werden ihre alten schwarzen Kleider tragen und die Hüte werden wir uns selbst ändern.“

„Herr du meines Lebens! Hörst du, Papa, so will sie das Andenken unserer lieben Mutter ehren! Sie will nicht einmal Trauer anlegen! Die Nachbarn werden es eine Schande nennen.“

„Die Nachbarn werden es für eine Schande finden, wenn die Rechnungen kommen und wir den teuren Staat nicht bezahlen können. Für uns brauchst du nichts zu bestellen; wir werden die Sachen nicht anziehen.“

„Kind!“ mischte sich der Vater jetzt ein, — „ich meine, daß der Ton, den du dir uns gegenüber erlaubst, durchaus nicht passend ist; wenn ich es für angezeigt halte, daß wir alle Trauerkleider tragen, so hat sich niemand dieser Anordnung zu widersetzen.“

„Es sieht wahrlich so aus, als wenn wir erwarteten, daß du es von deinem eigenen Gelde bezahlen solltest,“ höhnte Sabine.

Antoinette wurde feuerrot.

„Es von meinem Gelde bezahlen ist eine Unmöglichkeit; wenn alle Kosten bezahlt sind, habe ich nichts mehr. Alles wird daher wieder auf Kredit angeschafft werden müssen, und damit sündigen wir erst recht wider das Andenken unserer Mutter, deren letzte Worte waren: Macht keine Schulden mehr!“

„Na, sie muß es wissen, Papa! Es wird schön aussehen,

wenn ich in eleganter Trauer bin und sie mit den anderen Kindern so unscheinbar nebenher läuft, aber ich kann es nicht ändern.“

„Ja, laß sie nur machen, Kind,“ sagte Papa. „Sie hat bei der Douairiere so sonderbare Ideen bekommen; die sind zu hoch für uns Menschen von gewöhnlichem Schlage!“

Nun war das Begräbniß vorbei und Antoinette saß, erschöpft von allen Kümernissen und schlaflosen Nächten, in dem stillen Vorzimmer auf dem alten federlosen Sofa, von heftigem Kopfsweh gepeinigt.

Ihr Vater und Sabine, beide in eleganter Trauer, machten nach alter Gewohnheit ihren Spaziergang, um sich ein wenig zu zerstreuen. Kooschen war mit den Kindern in der Küche und schälte Kartoffeln für das Mittagmahl.

Antoinette legte sich zurück mit geschlossenen Augen; sie wollte sich zwingen, an nichts zu denken, aber unaufhörlich grinste ihr die Zukunft entgegen mit der drohenden Frage: Was nun?

Es wurde an die Klingel gezogen; sie rührte sich nicht. Es konnte nichts von Bedeutung sein, Kooschen wird schon öffnen. Gleich darauf pochte diese leise an die Thür.

„Antoinette, Better Gottfried ist hier, um dir zu kondolieren.“

Das Mädchen sprang auf und ordnete ihre verwirrten Haare. Gottfried stand schon im Zimmer; seine Züge drückten innige Theilnahme aus, er nahm ihre Hand und hielt sie mit herzlichem Druck in der seinen.

„Es tut mir so leid, Antoinette,“ sagte er, „und ich wäre bestimmt gestern gekommen, um Ihrer lieben Mutter die letzte Ehre zu erweisen, aber ich erhielt den Brief zu spät.“

„Ich habe es wohl gedacht, Better,“ entgegnete sie, „und ich habe es Papa gesagt; Sie waren immer so freundlich, daß ich gewiß auf einen Beweis Ihrer Theilnahme rechnen durfte. Von Ihrer Mutter sind Rärtchen gekommen.“

„So, weiter nichts?“

Sie schüttelte den Kopf; auch darüber hatte Antoinette von den Ihrigen die entsprechenden Bemerkungen entgegennehmen müssen.

„Setzen Sie sich, Antoinette!“ redete ihr Gottfried zu; „wie sehen Sie so angegriffen aus! Es sind harte Tage gewesen, nicht wahr? Wie ist alles so rasch gekommen?“

Und als nun Antoinette endlich alles wieder ruhig durchleben und nacherzählen konnte, machte sie ihrem Schmerze Luft; sie fühlte, daß die Worte und die Tränen ihr wohl taten, daß die unnatürliche Spannung jetzt nachließ.

Gottfried hörte ihr mit der größten Theilnahme zu.

„O, ich weiß wohl,“ schluchzte Antoinette, „ich sollte sie nicht so sehr beweinen, ich kann, ich darf sie nicht wieder in das Leben zurückwünschen, meine arme Mutter. Sie ist nun viel glücklicher, als sie es je auf Erden war. Sie ruht sich jetzt aus — o, ich kann mir vorstellen, wie selig das ist, ruhen in alle Ewigkeit, in Gott!“

Gottfried schaute ernst und nachdenklich darein und sagte, wie zu sich selber sprechend: „Ja, es muß herrlich sein, diesen Glauben zu besitzen! Mit allem Elend, allen Schmerzen dieser Welt abgerechnet zu haben und für ewig glücklich zu sein, ohne Furcht, das Glück jemals zu verlieren!“

„Dieser Glaube mußte mich beruhigen; aber sie entbehren zu müssen, jetzt gerade, da ich wieder ins elterliche Haus zurückgekehrt bin, das ist zu hart. Ich habe ihr so wenig zu helfen vermocht.“

„Aber Sie haben ihr auch nie Mühe und Verdruß bereitet, Antoinette.“

„Es ging ihr aber so nahe, daß Ihre Mutter mich fortgeschickt hat, wenn sie meine Gründe auch billigte.“

„Jetzt können Sie hier nicht entbehrt werden; ohne Sie würde es Ihren Geschwistern schlimm ergehen.“

„Ich wage nicht daran zu denken! Gott gibt den Menschen die Kraft, ihr Kreuz zu tragen; ohne diesen Trost wüßte ich nicht, was ich anfangen sollte. Alles ruht auf meinen Schultern.“

„Wollen Sie mich als Ihren Freund ansehen, Antoinette?“ Sie schüttelte den Kopf.

„Mein Freund dürfen Sie sein, Gottfried, aber Wohltaten darf ich nicht von Ihnen annehmen. Ihre Mutter hielt es für besser, alle Beziehungen mit uns abubrechen; es ist

Ihre Pflicht, ihrem Wunsche entsprechend zu handeln. Daß Sie uns in unserem Schmerz einen Besuch abstatten, ist eine Ausnahme, im übrigen tun Sie besser daran, sich von uns fernzuhalten.“

Gottfried sah sie mit stiller Bewunderung an. Sie weiß immer so zu handeln, wie es am besten und am edelsten ist, dachte er; — glücklich der Mann, der sie als Gattin, als Mutter seiner Kinder heimführen darf!

„Wie Sie wünschen, Antoinette,“ sagte er dann, — „es tut mir leid, daß Sie die Sache so auffassen; aber vielleicht haben Sie recht und es ist besser so. Ich finde es nur hart, daß Sie mir, Ihrem Verwandten, nicht gestatten wollen, Ihnen unter so schwierigen Verhältnissen ein wenig zu helfen, denn ich darf wohl eben so wenig erwarten, daß Sie mir schreiben und über Ihre Lage Auskunft erteilen werden.“

„Nein, das geht erst recht nicht“; und, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, setzte Antoinette rasch hinzu: „morgen ist das Gedächtnisamt für meine Mutter; es wird sehr einfach sein, doch habe ich darauf bestanden, daß es mit einiger Feierlichkeit abgehalten werde. Ich würde Sie nicht einladen, demselben beizuwohnen, aber der katholische Gottesdienst ist Ihnen nicht unsympathisch; wenn Sie also kommen wollen, so bitte ich Sie, sich gegen neun Uhr in der Kirche dort drüben einzufinden.“

„Ich werde pünktlich erscheinen, Antoinette.“

Die Thür ward geöffnet; Hermann und seine älteste Tochter traten ein und schienen ziemlich guter Dinge von ihrem Spaziergang zurückgekehrt zu sein. Kaum aber hatten sie den Gast erblickt, als sie wieder ein Gelegenheitsgesicht machten und Gottfried stumm die Hand drückten. Sabine zog ihr schwarz umrandetes Taschentuch hervor und brachte es unter dem Kreppschleier an die Augen.

„Wie charmant, daß Sie zu uns kommen, Vetter. Ach! im Unglück erkennt man erst seine Freunde. Meine arme Frau hat während ihres Lebens so wenig Freundschaft und Sympathie gefunden und nach ihrem Tode ist sie auch fast vergessen, außer von ihrem Mann und ihren Kindern. Besonders meiner guten Sabine geht es so nahe; wenn es

nicht ihretwegen wäre, so würde ich mich ganz meinem Kummer überlassen. Sie hat nicht eine so glückliche Anlage wie Antoinette, die immer so ruhig und philosophisch bleibt und an alle Geschäfte des Lebens denken kann, — kein Wunder, sie hat ja ihre liebe Mutter kaum gekannt!“

Gottfried warf einen flüchtigen Blick auf Antoinette, die mit zusammengepreßten Lippen ruhig darsaß, als merke sie nicht, was ihre zartfühlende Seele in solcher Umgebung leiden mußte.

Seiner Gewohnheit nach brachte Hermann das Gespräch plötzlich auf andere Dinge; er sprach von Gottfrieds Mutter, und was sie doch eigentlich verbrochen hätten, daß jene so zürnte?

Sobald Gottfried sich losmachen konnte, nahm er Abschied von der Familie mit dem Versprechen, morgen den Exequien beizuwohnen zu wollen. —

Der Altar war schwarz verhängt und die Kerzen waren angezündet; alles war einfach, aber doch feierlich, wie es Antoinette gewünscht hatte.

In der ersten Bank saß die Familie; Hermann und Sabine suchten ihren Schmerz in auffälliger Weise an den Tag zu legen.

Gottfried stand in ehrfürchtiger Haltung und folgte mit der größten Aufmerksamkeit den liturgischen Gesängen und Gebeten. Es war, als wenn ein unbekannter Ort voll hoher Poesie und überirdischer Schönheit sich vor ihm aufstäte. Er hatte ein Gefühl, als wenn die Grenzen des Weltalls sich erweiterten, als wenn jenseits des Irdischen und Sichtbaren eine neue Welt, ein neues Leben sich ihm erschlösse.

Mit wie großer Sicherheit wurde hier gesprochen von dem, was so viele Menschen leugneten oder bezweifelten, von einem Leben nach diesem Leben, von einem Fortbestehen nach dem Tode; wie erhielt dieses kurze irdische Dasein eine andere Bedeutung, da es sich fortsetzte in jenem andern geheimnisvollen Leben, das ewig fortdauern würde! Mit welcher zärtlicher Sorgfalt begleitet die Kirche ihre Kinder noch bis über die Schwelle des Thores der Ewigkeit, das sich hinter ihnen geschlossen hat.

Ja! sie waren sündige, schwache Geschöpfe gewesen, aber das Blut Christi hatte sie freigekauft; in seinem Namen wurde Verzeihung und Barmherzigkeit für sie erfleht, damit ewige Ruhe und Freude ihr Teil würden. Und Gottfried dachte an das Leben der armen Frau, für welche diese Gebete emporgesandt wurden; wie unbedeutend, wie armselig war es gewesen! Sie hatte sich vielleicht ihrer Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, sie hatte sich durch ihre Lebensverhältnisse überwältigen lassen, hatte keine Kraft gefunden, sich darüber emporzuschwingen, — und dennoch, in einem Stück war sie stark geblieben bis zum Ende! Während alles in ihr unter dem Druck der täglichen endlosen, kleinlichen Sorgen erstorben schien, während sie für alles, was sich nicht auf ihren Haushalt, ihren Mann und ihre Kinder bezog, taub und blind war, hatte sich noch etwas in ihr erhalten, hatte noch ein höheres Prinzip ihren Geist und ihr Herz bewahrt, ganz in der Marterie zu versinken. Das war ihre Religion, ihr Glaube, der ihr noch Kraft gegeben hatte, selbst den Kampf gegen seine Mutter aufzunehmen, als diese sich der Erziehung ihres Töchterchens bemächtigen wollte.

Und dieses einzige Zeichen der Geisteskraft lebte in viel höherem Maße in ihrer Tochter fort und kam dort zu voller Entwicklung.

Es war ein süßer Gedanke, daß das Leben dieser guten Frau nicht ganz zu Ende war, daß es sich jetzt in einer besseren Welt ausgestalten konnte, daß sie jetzt noch einen Einfluß auf ihre Kinder ausüben würde, und er freute sich, daß Antoinette diesen Glauben hatte.

Als die Epistel gelesen wurde, ward er von einem heiligen Schauer erfaßt.

„Trauern wir nicht wie jene, die keine Hoffnung haben,“ ermahnnte der Apostel, „denn der Herr wird selbst herabsteigen, und die Toten, die in Christo sind, werden zuerst auferstehen. — So tröstet denn einander mit diesen Worten!“

Gottfried aber stand außerhalb dieser Dinge. Wenn er seine Mutter verlore, so würde er klagen ohne Trost, weil er keine Hoffnung besaß; dann war jedes Band zwischen ihnen zerschnitten, nichts als Staub würde von ihr bleiben.

Das war ihr Glaube; alles andere war für sie veralteter Kram oder es war ein lieblicher Traum, womit man die Zurückbleibenden zu beruhigen sucht.

Aus seinem Sinne wurde er wieder emporgeschreckt, als der Priester das Evangelium mit klarer und deutlicher Stimme sang. Er verstand alles, Wort für Wort:

„In jener Zeit sprach Martha zu Jesu: Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. — Jesus sprach zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist; und jeder, der da lebt und an mich glaubt, der wird nicht sterben in Ewigkeit.“

Tief senkte Gottfried das Haupt; es war, als wenn plötzlich ein blendendes Licht vor ihm aufginge, ein Licht, das die tiefsten Finsternisse des Todes, jenes unheimlichen Abgrundes, umstrahlte.

Wer solche Worte auszusprechen wagte, mußte Macht besitzen über diese und die künftige Welt, über alles Sichtbare und Unsichtbare. Auferstehung, ewiges Leben — o, wie hoch stand jene einfache Frau jetzt über ihm, über allen, die mit so blendender Gelehrsamkeit, mit so großem Scharfsinn über die großen Fragen des Lebens aburtheilen! Sie wußte jetzt alles.

Wenn es wahr wäre, was hier verkündet wurde, was fast zwei Jahrtausende hindurch den besten, edelsten Teil der Menschheit getröstet hatte, was ihre Augen emporgerichtet hatte weit über den Staub und den Schlamm der Erde, um ihnen ein Leben voll Glanz und Glück zu zeigen, wofür kein Kampf, kein Leiden zu groß sein konnte!

Wie viele hatten jene Worte in ihrer Seele bewahrt und hatten daraus große und herrliche Taten hervorgehen sehen! Wenn es Täuschung war und eitler Wahn, so war diese Täuschung, welche Früchte des Lebens hervorbrachte, doch weit besser, als die Wirklichkeit, die dürre, frostige Wirklichkeit, welche seine Mutter annahm.

Aber was hatte ihre, was hatte seine Anerkennung oder Zeugnung mit der feststehenden Wahrheit zu schaffen? Wenn diese übernatürliche Welt bestand, wenn diese Gebete wirklich

Kraft besaßen, umso schlimmer für jene, die sich in ihrer Weisheit davon abwanden und sie leugneten; und wenn sie nicht bestand, wie armseelig, wie trostlos und dürr kam ihm dann sein eigenes Leben, das seiner Mutter, seiner Freunde und selbst der hervorragendsten Männer vor! Was war es denn nur? Einige wenige Jahre zwischen Wiege und Grab, — karge Freuden, viel Kummer und Noth, unaufhörliche Sorge und weiter nichts mehr, nichts!

Er schauderte zusammen; noch nie hatte er so ernstlich über das Dasein und die Bestimmung des Menschen nachgedacht.

Die Geheimnisse des Lebens und des Todes hatten sich noch nie mit solcher Macht seiner Seele aufgedrängt; er hatte sich stets so jung, so kräftig und so gesund gefühlt. Des Lebens Jammer hatte er noch nicht kennen gelernt; der Tod schien noch so fern, so unabsehbar fern, das ganze lange Leben lag noch vor ihm.

Tiefe Wehmut erfüllte plötzlich Gottfrieds Seele. Wie ergreifend und rührend wurde die Barmherzigkeit für jene arme Schwesterseele erlebt: „Verzeihe ihr, o süßer Jesus!“

Er fühlte seine Augen feucht werden bei dem Gedanken, daß keine einzige Stimme sich erheben würde, um für ihn zu beten, wenn er tot im Grabe läge, daß niemand für ihn um Gnade und Verzeihung bitten werde, und es war ihm, als wenn eine fremde, geheime Macht ihn von jener Welt voll Glauben und Hoffnung scheide. Hatte er denn nicht das gleiche Recht, dort zu sein, wie die anderen?

Und die Erinnerungen früherer Tage kamen plötzlich über ihn; er hatte dies alles schon früher gekannt, schon öfters gesehen und gehört.

Alle diese Gefänge fanden in seiner Seele Widerhall; es war ihm, als wenn sein Herz darin einstimmte, als wenn er aus dem nämlichen Grunde, der Antoinette jetzt weinen ließ, vor langer Zeit nicht minder heiße Tränen vergossen hätte.

Wie sonderbar, wie törricht, daß solche Gedanken, solche Empfindungen in ihm, dem praktischen Amerikaner, sich regten! Er mußte an einen seiner Freunde denken, der mit ihm einmal über die Seelenwanderung, an die er fest glaubte, gesprochen hatte. War er in einer früheren Lebensperiode vielleicht Katholik

gewesen und hatte er die Erinnerungen daran bewahrt? Er mußte selbst über den unsinnigen Gedanken lachen; aber er fand es doch wohlthuend, sich diesem Strom der Erinnerungen zu überlassen, in einer andern Umgebung zu weilen, gar nicht mehr an all die Anschuldigungen und Vorurtheile zu denken, welche ihm in Büchern oder Gesprächen gegen jene Kirche, ihre Bräuche und Gesetze aufgetischt worden waren.

Er empfand es als eine Wohlthat, daß die arme Antoinette dort Trost in ihrem großen Kummer finden dürfte; es war ihm nicht gestattet, ihr zu helfen, aber einen gab es, der es tat, der sie und die ihrer Sorge anvertrauten Waisen nicht verließ. Wie arm und verlassen würde die Welt sein, wenn sie dieses Trostes, dieses Bewußtseins beraubt wäre, und wie sträflich handelten jene, die sich alle mögliche Mühe geben, sie von Gott und der Religion abwendig zu machen!

Er folgte der heiligen Handlung mit der größten Aufmerksamkeit. Gottfried begriff nicht alles, was er sah, aber er nahm sich fest vor, seinen Freund Arnold später um Aufschluß über die ihm dunkel gebliebenen Dinge zu bitten.

Einen tiefen Eindruck machte auf ihn die wiederholte Bitte um ewige Ruhe und ewigen Frieden für die Seele der Verstorbenen, und als bei den letzten Absolutionen die Stimme des Priesters das Requiem aeternam und Requiescat in pace vernehmen ließ, da fühlte er eine Art Heimweh nach den kostbaren Schätzen, die der einfachen Frau im gemeinsamen Gebet erfleht wurden. Ewige Ruhe, ewiger Friede, nicht im Dunkel des Grabes, nicht im Abgrund des Nichts, sondern im Glanz des ewigen Lichtes, das vom Throne Gottes ausgeht.

Er überließ sich noch lange diesen Gedanken und Empfindungen, die, von einer unsichtbaren Hand geweckt, nicht so leicht wieder zum Schweigen gebracht werden sollten.

Die Feierlichkeit war abgelaufen und die Familie verließ die Kirche; die letzte Pflicht und die letzte Ehre war der Toten erwiesen, die während ihres trübseligen Lebens so wenig Ehre genossen hatte und die unter der schweren Last ihrer Pflicht erlegen war. Gottfried begleitete seine Verwandten; an der Kirchentür drückte Hermann mit großer Ostentation die Hand seines Veters und dankte ihm herzlich für den Beweis der

Teilnahme und die dem Andenken seiner unvergeßlichen Frau erwiesene Ehre.

Sabine, die in ihren eleganten Trauerkleidern sehr vornehm aus sah, machte eine tiefe Verbeugung und wußte ihren Zügen unter dem langen schwarzen Kreppschleier einen den Umständen wohlangemessenen Ausdruck zu verleihen.

Antoinette und ihre jüngere Schwester sahen in ihren einfachen schwarzen Kleidchen aus, als wenn sie Dienstboten der vornehmen Dame wären.

Hermann und Gottfried gingen voraus; Sabine hatte von einem Wagen gesprochen, aber Antoinette wollte nichts davon wissen, sie wohnten ja in unmittelbarer Nähe der Kirche.

Gottfrieds weisevolle Stimmung wurde durch die Unterhaltung seines Veters sehr abgeköhlt. Hermann hielt es für nötig, den Wert der katholischen Zeremonien einem Ungläubigen gegenüber herabzusetzen oder vielmehr auf mildernde Umstände zu plaidieren. — Man müsse dergleichen mitmachen, wenn man auch nicht mit allem einverstanden ist; es sei einmal so der Brauch und die Kinder legten Wert darauf.

Gottfried musterte ihn flüchtig, und zum ersten Mal fiel es Hermann auf, daß er seiner Mutter gleich. Es war der nämliche kalte, verächtliche Blick, womit die Douairiere ihn so einzuschüchtern wußte.

„Ich habe einen Eindruck empfangen, den ich nicht leicht vergessen werde,“ sagte Gottfried kühl und abwehrend, — „wenn Sie in den kirchlichen Zeremonien nur Formen sehen, so kommt das allein daher, weil Sie deren Bedeutung nicht kennen oder nicht zu schätzen wissen.“

Hermann schlug sofort einen andern Ton an und erwiderte:

„Gewiß, es ist viel Schönes und Ergreifendes dabei — gewiß, bei solchen Gelegenheiten wird der Glaube der Kindheit wieder wach. Man sieht und hört sonst vieles auf der Welt, was damit in Widerspruch steht, und ich sage nur, es kommt wenig darauf an, was man glaubt, wenn man nur gut handelt.“

„Allerdings, das ist das Wesentliche, aber der Glaube gibt eine Stütze und einen Halt, welchen jene, die nicht glauben, je länger je schmerzlicher entbehren werden.“

Sie standen vor der Thür, wo die Kinder warteten; Hermann lud seinen Vetter anstandshalber ein, einzutreten; dieser lehnte aber ab, und der Vater gab den Kindern einen Wink, sich zu empfehlen.

Als er mit Gottfried allein war, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Wo kann ich Sie heute noch treffen? Ich habe notwendig etwas mit Ihnen unter vier Augen zu sprechen.“

„Im Wartezimmer erster Klasse am Centralbahnhof,“ entgegnete der junge van Wieringdaele, der es nicht passend fand, mit dem vollkommen aus dem Modejournal herausgeschnittenen trauernden Vetter in einem Kaffeehaus zu erscheinen.

Hermann hatte vielleicht etwas anderes erwartet, aber er wagte keine Widerrede.

„Um welche Zeit würden Sie mich erwarten?“

„Gegen drei Uhr fährt mein Zug, ich werde eine halbe Stunde früher kommen.“

„Einverstanden, also bis heute Nachmittag, verehrter Vetter, und vorläufig nochmals herzlichsten Dank für Ihre große Liebenswürdigkeit!“

Es war, als wenn nach Tonias Tode alle Schwierigkeiten und Beschwerden, die sich erstbergehoch vor ihren Kindern aufstürmten, wie durch Zauberwort verschwänden.

An jenem Abend kehrte Hermann in sehr animierter Stimmung heim. Er hatte mit dem verehrten Vetter eine Unterhaltung gepflogen, und der verehrte Vetter hatte sich äußerst zuvorkommend und human erwiesen, „ein junger Mann, vor welchem er als älterer und erfahrungsreicher Mann gern den Hut zöge. Ein vornehmer Herr, wie er im Buch steht,“ so setzte er seine Lobrede fort, — „ein nobler Amerikaner, kein kleinlicher, knauseriger Holländer. Wenn er majorenn ist, wird er gewiß großartig auftreten; jetzt ist er noch ganz unter dem Druck seiner Mutter, welche die Zügel der Regierung noch festhält und die Schlüssel des Geldschrankes ebenfalls. Er beklagt sich aber nie darüber, er ehrt sie und schätzt sie sehr hoch und gibt ein treffliches Beispiel des Gehorsams und der Unterwürfigkeit. Es wäre zu wünschen, daß andere Kinder diesem Beispiel folgten und ihrem Vater gegenüber

nicht einen Ton anschlügen, als wenn er ein Schwachkopf oder Idiot wäre und nichts von den Dingen der Welt verstände.“

Dabei warf er Antoinette einen Blick zu, den diese nur zu wohl verstand.

„Und was hast du von ihm losgeeist, Papa?“ fragte Sabine, eine Frage, die Antoinette das Blut in die Wangen trieb. Ihr Vater hatte Gottfrieds Gutmütigkeit also wieder mißbraucht und ihn angebettelt!

Hermann zwinkerte verstohlen zu Sabine hinüber, als wolle er ihr wegen ihrer vorlauten Bemerkung einen Verweis erteilen.

„Du glaubst wohl,“ sagte er dann laut, indem er sich in die Brust warf, „ich hätte ihm gute Worte gegeben? Nein, das erlaubt mein Stolz nicht. Darin bin ich ein eigener Mensch. Ich kann nicht betteln und mich anderen aufdrängen. Wenn ich das gekonnt hätte, würde ich eine ganz andere Stellung einnehmen.“

„Nun ja, aber was sagte Gottfried denn?“ unterbrach ihn Sabine.

„Was er sagte? Nun —“

„Aber Papa hat ja nur hier an der Thür mit ihm geredet“, bemerkte Antoinette.

„Da ist das Fräulein Raseweis schon wieder, das alles besser wissen will. — Nein, Kind! ich habe es für meine Pflicht gehalten, den Vetter zur Bahn zu begleiten, als er abreiste, und da hat er Worte gesprochen, die mir zu Herzen gingen. Er ist ein nobler Mensch, ein echter Wieringdaele, mag ich auch bisweilen daran gezweifelt haben.“

„Daran gezweifelt, Papa? rief Sabine erstaunt, — „was meinst du damit? Welchen Grund hast du dazu?“

„Still, Kind, still! Das ist mein Geheimnis, das ich mit in das Grab nehmen werde; aber wenn die Pflicht mir zu reden gebietet, dann wird die ganze Welt es erfahren. — Um indes auf unsern Gottfried zurückzukommen: er legte viel Sympathie an den Tag, das muß ich sagen, erkundigte sich nach unseren Plänen, und als ich ihm sagte, es sei meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß das Talent meiner Tochter

weiter entwickelt würde, da entgegnete er in sehr zartfühlender Weise — das Merkmal eines Gentlemans —: „Better, erlauben Sie mir, ein kleines Opfer auf den Altar der Kunst niederzulegen. Es kommt der Kunst zu gute, wenn Ihre Tochter gesanglich weiter ausgebildet wird; ich werde es mir als eine Ehre anrechnen, ihr dabei einige Hilfe bieten zu können. Es ist nicht viel, was in meinen Kräften steht.“

„Wirklich allerliebste! Ein reizender Better!“

„Er hat mir eine Anweisung auf 500 Gulden gegeben.“

„Und dann gehe ich zum Konservatorium nach Brüssel, nicht wahr, Papa?“

„Ja, Kind, aber ich gehe mit. Ich bin nun Vater und Mutter in einer Person, und es ist meine Pflicht, über deine ersten Schritte auf dem schlüpfrigen Pfade der Kunst zu wachen.“

„Herrlich! Wir werden das trübselige Holland jetzt mit dem schönen Brüssel vertauschen!“

„Wenn nur nicht so viele Kosten mit dem Umzuge verbunden wären!“ seufzte Antoinette.

„Kosten, immer Kosten! Prosa, dein Name ist Antoinette! Wie so ganz anders war deine liebe Mutter, die sorgsamste und sparsamste Hausfrau! Sie gönnte uns vom Herzen ein wenig Poesie.“

„Wenn die Poesie nur nicht die prosaische Schleppe der Schulden hinter sich herzüge! Wir sind hier in Amsterdam jetzt gut aufgehoben; weshalb sollen wir denn nun wieder in das fremde Land ziehen? Hier haben wir unseren Piet in der Nähe; ich werde hier leichter etwas zu verdienen bekommen und für Kooschen wird hier besser eine anständige Stelle in einem Modemagazin zu finden sein als in dem leichtsinnigen Brüssel.“

„Aber da wird sie den Pariser Schnitt besser lernen!“

So wurde hin und her geredet. Antoinette suchte ihrem Vater und Sabine den Gedanken an Brüssel abzutreiben, aber es war vergebliche Mühe, und zu ihrem großen Schrecken bemerkte sie, daß die beiden am liebsten heimlich bei Nacht und Nebel auf- und davongehen möchten, die besten Sachen mitnehmend, den alten Plunder zur Deckung der rückständigen Miete

und der unbezahlten Schulden zurücklassend. Sabine fand diesen Gedanken köstlich; Künstlernaturen durften sich um das öde Prosa der Geldangelegenheiten nicht weiter kümmern.

Antoinette mußte sich Mühe geben, ihre Ruhe zu bewahren; sie war im höchsten Maße über den Leichtsinn ihrer Schwester entrüstet. Sabine lachte über ihre kleinbürgerlichen Ideen und ihren beschränkten Verstand, und der Vater mußte sich ins Mittel legen. Er dachte vielleicht gerade so wie Sabine, aber er sah mehr als jene die Notwendigkeit ein, die bittere Pille ein wenig zu vergolden.

Es war jedoch noch nichts entschieden, als gegen Abend ein Besuch sich einstellte.

Es war Tönias alte Freundin Berta, die gerade verreist gewesen war, als die Anzeige vom Tode ihrer Schulfreundin eintraf. Sie machte jetzt den Weg über Amsterdam nach Hause und wollte von der Gelegenheit Gebrauch machen, um den Kindern ihre Theilnahme zu erzeigen; des Vaters hatte sie keine Erwähnung getan.

Antoinette war es natürlich, die daran gedacht hatte, Frau Jochem den Tod ihrer Freundin anzuzeigen. Hermann und Sabine fanden es überflüssig; man konnte wohl einen ganzen Tag daran setzen, wenn man all den bürgerlichen Verwandten und Bekannten Tönias schreiben wollte; mit solchen Leuten konnte man ja doch auf die Dauer nicht freundschaftlich verkehren, und es sei jetzt eine passende Gelegenheit, alle Beziehungen mit ihnen abzubrechen. Antoinette hatte sich durch diese Redensarten durchaus nicht irre machen lassen; sie wußte, daß Berta ihrer Mutter viel Freundschaft erwiesen und ihr sogar öfters in der Noth geholfen hatte; sie fand an ihr eine gute, brave, verständige Frau und freute sich sehr, sie wiederzusehen.

Sabine und ihr Vater hielten sich in gemessener Entfernung und ließen der guten Frau genugsam fühlen, von welch erhabenem Standpunkt sie auf sie niederschauten; aber Antoinette und Mooschen fielen ihr so herzlich um den Hals und weinten, als sie ihrer ansichtig wurden, so bitter bei der Erinnerung an ihre gute Mutter, daß Berta ganz ergriffen war und den Beschluß faßte, ihnen so viel als möglich zu helfen.

Zu allgemeiner Erleichterung standen Sabine und ihr Vater auf, um alter Gewohnheit gemäß, durch die Stadt zu flanieren.

„Sehen Sie,“ sagte Hermann, „Sabine muß sich ein wenig zerstreuen und täglich ihren Spaziergang machen. Die traurige Geschichte hat sie so sehr angegriffen; das arme Kind ist so empfindsam.“

Als Berta mit den beiden anderen Mädchen allein war, begann sie sofort, sich nach ihren Plänen für die nächste Zukunft zu erkundigen.

Antoinette erzählte von den Lustschlössern, die ihr Vater in Brüssel errichten wollte, und wie sie sich gegen den Umzug dahin gesträubt habe.

„Wenn wir hier bleiben könnten, würde ich schon eine Stelle bekommen,“ sagte sie; ich habe die Buchhaltung gelernt und kann mit Abschreiben und einigen kleinen Agenturen vielleicht auch etwas verdienen. Hier bin ich nicht fremd, aber dort bin ich gänzlich unbekannt.“

„Aber könnten Sie Ihren Papa und Sabine nicht allein nach Brüssel ziehen lassen?“

„Das wäre ganz nach ihrem Wunsch, aber das ist ein doppelter Haushalt!“

Frau Jochems dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Ich muß erst mit meinem Mann reden, ehe ich etwas bestimmen kann. Unser ältester Sohn hat das Geschäft übernommen und wird nach Ostern heiraten; unsere Tochter ist ins Kloster eingetreten, wie Ihr wißt, und da sind wir in unseren alten Tagen allein. Wir wollen Meeringen verlassen, um still in Harlem zu leben; da wäre mir nichts lieber, als wenn ich das Püppchen hier“ — sie hatte Lottchen auf den Schoß genommen — „ganz zu mir nehmen könnte, dann habe ich zu gleicher Zeit etwas zu tun. Die beiden Knaben können dann in ein einfaches, aber doch gutes Pensionat geschickt werden.“

„Und Rooschen und ich könnten sich dann frei um eine Stelle bewerben?“ rief Antoinette hocherfreut, — „das wäre ja herrlich! Aber so viel Güte und Freundlichkeit dürfen wir von Ihnen nicht beanspruchen, liebe Frau Jochems!“

Sie wollte es sich nicht eingestehen, aber nach ihrem

Dafürhalten war es ein wahrer Segen und die beste Bürgschaft für die Zukunft der Kinder, wenn sie nicht mehr unter dem Einfluß des Vaters und der älteren Schwester standen.

„O nein! Es wäre für mich ein Genuß, ein so liebes Kind immer in meiner Nähe zu haben, und ich bin ganz fest überzeugt, daß mein Mann es vortrefflich finden wird; er ist so besorgt, ich möchte mich in der Stille und Einsamkeit langweilen, denn ich bin mein ganzes Leben lang zu schaffen gewohnt gewesen.“

Sie besprachen zusammen noch weiter diese Pläne, und noch bevor Hermann und Sabine heimkehrten, hatte Frau Jochems sich empfohlen, mit der Weisung, den anderen vorläufig nichts davon mitzuteilen. —

Sabine hatte natürlich, als sie ins Haus trat, allerlei Bemerkungen über die bauerische Kleidung und die kleinbürgerlichen Manieren des Besuches auszukramen.

„Hättest du nur ein so gutes, edles Herz, wie diese alte Freundin unserer Mutter!“ erwiderte Kooßchen scharf, — „mir ist eine solche Frau aus dem Bürgerstande viel lieber, als manche feine Dame.“

„Gleich und gleich gesellt sich gern“, war alles, was Sabine zu antworten vermochte.

Wie sehr Hermann und Sabine auch die Nase rümpften vor der Frau Jochems, die als Madame sich gerieren wollte — das der guten Seele nie eingefallen war, — mit ihrer vortrefflichen Idee erklärten sie sich bald einverstanden.

Schon zwei Tage später kam ein sehr förmliches, wohl aufgesetztes Schreiben ihres Mannes an Hermann van Wieringdaele, in welchem ihn jener ersuchte, seiner Frau zu Liebe Tonias jüngstes Töchterchen ihnen zu überlassen. Sie wollten dem Kinde eine gute Erziehung geben und auch für seine Zukunft sorgen.

Natürlich wurde das kleine Pottchen jetzt auf eine Höhe gehoben, auf der es nie zuvor gestanden hatte; es war „unser kleiner Liebling“, „unser Engelschen“ vor und nach; es war hart, sie von sich zu lassen, und wer Hermann reden hörte, mußte glauben, daß er das größte Opfer seines Lebens mit dem Kinde darzubringen im Begriffe sei.

Sabine sagte nicht viel; sie war gar zu sehr von dem Plane entzückt und fürchtete nichts so sehr, als daß nichts daraus werden würde. Als ihr Vater daher bemerkte: „Ich habe hauptsächlich dabei das Bedenken, daß das Kind in einer andern Sphäre erzogen werden wird, als ihm seiner Geburt und ersten Erziehung gemäß zukommt“, — da war Sabine sofort mit der Antwort zur Hand: „Was macht das aus? Das Kind weiß es ja nicht besser! Was hat es Antoinette genutzt; sie ist in einem vornehmen Hause so bürgerlich und prosaisch geblieben, wie sie es schon als Kind war.“

„Die Frau hat jedenfalls eine noble Natur,“ sagte Hermann pathetisch, — „in jedem Stande findet man edle Seelen, und nichts ist so verkehrt, als nur nach dem Scheine zu urtheilen.“

„Das gilt dir, Sabine!“ bemerkte Rooschen spitz, „du hattest allerlei an ihrer Kleidung und an ihren Manieren auszuweisen.“

„Na, im Grunde erzeigt sie uns ja gerade keine so große Wohlthat,“ bemerkte Sabine, „es ist vielmehr eine Ehre für sie, ein Kind aus so guter Familie bei sich aufnehmen zu dürfen.“

So schwer das Opfer aber auch sein mochte, man beschloß dennoch, die Wohlthat mit der erwiesenen Ehre zu erkaufen.

Um das übrige zu ordnen, bedurfte es seitens Antoinette noch vieler Überredungskünste. Erst wollte Hermann nichts davon wissen, die beiden Knaben einem Pensionat zu übergeben, da ihm das Geld nicht auf der Hand wachse; als Antoinette ihm aber vorrechnete, daß er mit dem Haushalte nichts mehr zu schaffen haben würde, wurde der liebevolle Vater allmählich zugänglicher.

Sabine fand den Gedanken herrlich, allein mit dem Vater in Brüssel zu wohnen und von den Banden des kleinbürgerlichen Familienlebens befreit zu werden, und Hermann meinte mit seinem gewöhnlichen Selbstvertrauen, er werde dort schon Beschäftigung und ein anständiges Auskommen finden.

So wurden die Dinge denn zur allgemeinen Zufriedenheit geregelt, und schon drei Monate nach Tonias Tode waren all ihre Kinder versorgt. Hermann und Sabine gingen nach

Brüssel, Lottchen war bei Frau Jochems gut aufgehoben, die Knaben fanden bei den Schulbrüdern eine treffliche Unterkunft. Rooschen und Antoinette hatten in Geschäften Stelle und Kost bekommen und letztere noch ein kleines Salär dazu. — So waren sie geborgen, und die gute Frau Jochems und ihr Mann hatten ihnen ihr Haus als eine neue Heimat angeboten und sie ersucht, ihre freien Tage dort zu verbringen.

„Ach!“ sagte Antoinette mit Tränen in den Augen und dankbarem Herzen, — „wie sorgt unsere liebe Mutter so gut für uns! Durch ihre Fürbitte hat sie das alles für uns erlangt!“

Achtzehntes Kapitel.

Frau van Wieringdaele war in ihrem Kabinett mit Schreiben und Rechnen beschäftigt; sie hatte in letzter Zeit sehr viel zu tun.

In drei Monaten würde Gottfried nach dem holländischen Gesetze großjährig werden; da mußte sie alles geordnet haben, um ihm sein Eigentum und die Rechnungsablage über ihre Verwaltung zu übergeben.

Sie hatte diese Verwaltung trefflich geführt, wie kein Mann es hätte besser tun können; das Gut mit den Ländereien, das unter dem alten Herrn in den letzten Jahren sehr verwahrloßt war, hatte trotz den schlechten Zeiten bedeutend an Wert gewonnen, und das war hauptsächlich ihrem klaren Verstande und ihrer staunenswerten Energie zuzuschreiben. Mit Genugthuung konnte sie auf die Zeit ihrer Regentschaft zurückblicken und der Zukunft ruhig entgegensehen; für sich selbst hatte sie nichts behalten, sie wollte alles der Freigebigkeit ihres Sohnes zu danken haben und sie wußte, daß sie sich darauf fest und sicher verlassen konnte. Seine Dankbarkeit und Hochachtung ihr gegenüber war ganz so, wie sie wünschen konnte; nie hatte er ihr einen Verdruß bereitet. Daß keine Vertraulichkeit zwischen ihnen bestand, ging ihr nicht zu Herzen; sie empfand das Bedürfnis nicht, das war echt amerikanisch. Sobald die Kinder dort sich selbständig fühlten, gingen sie ihren eigenen Weg und kümmerten sich nicht viel mehr um die

Eltern; es gab dort wenig Mütter, die ihre Söhne solange in Abhängigkeit zu halten vermocht hätten, und sie kannte Gottfried genügend, um zu wissen, daß er, selbständig geworden, auch alles selbst verwalten würde. Aber sie trat freiwillig zurück; sie gab aus eigenem Antrieb alles aus der Hand; keinen Tag länger wollte sie die Last auf sich nehmen, die Gottfried fortan tragen mußte.

Ihre Pläne waren fertig; sie wollte mit einer Gesellschaftsdame, die sie nach Antoinettens Weggang in den Dienst genommen hatte, sich eine Zeitlang auf Reisen begeben; gedachte in Italien den Winter zu verbringen und dann vielleicht nach England zu gehen; — das war nicht so weit wie Amerika, aber sie konnte dort ihre eigene Sprache reden und hören.

Sie warf einen Blick um sich, und es tat ihr nicht im geringsten leid, daß sie von ihrer Umgebung scheiden mußte. Ihr Herz hing nicht daran, keinen Augenblick war es ihr aus dem Sinn gekommen, daß sie nur ihrem Sohn das Heim bereite.

Dreizehn Jahre lang war sie hier tätig gewesen; wo war die Zeit nur geblieben? Wenn sie etwas bedauerte, so war es das Scheiden Antoinettens. Ihre jetzige Gesellschafterin gefiel ihr nicht halb so gut als das Mädchen, das so treu die kleinsten Pflichten erfüllt und alle Obliegenheiten so ruhig, so gut und mit so leichter Hand besorgt hatte.

Es war schade, und doch — es war besser so! In den letzten Jahren hatte sie nichts mehr mit der verkommenen Familie zu schaffen gehabt; hätte sie freilich gewußt, daß es so ablaufen würde, dann hätte sie Antoinette wohl behalten; das wäre für sie bequemer gewesen, indes —

Vor drei Monaten hatte Gottfried promoviert. Sie hatte jetzt nur den einen Wunsch, ihn, sobald er großjährig wäre, verheiratet zu sehen; dann erst konnte sie ihre Aufgabe als vollendet betrachten. Aber, wie viele Mühe sie sich auch gegeben hatte, um ihm passende Mädchen zuzuführen, zu keiner schien er eine Neigung fassen zu können oder zu wollen.

Die eine — nun ja — die war für ihn unerreichbar; im übrigen kam es bei ihr nicht in Betracht, ob Gottfrieds

künftige Frau ihr eine sympathische Schwiegertochter sein würde. Das machte wenig aus; sie wollte sich ja doch ganz zurückziehen. Die Hauptsache war, ihn an Vaartsicht zu binden, ihm eine feste, angesehene Stellung, vielleicht eine politische Karriere zu sichern.

Sie fürchtete nichts so sehr, als daß er Lust bekommen könnte, eine Art Nomadenleben zu führen. Auf ihrem Programm war das nicht vorgesehen; sie würde sich dem nicht widersetzen, aber angenehm war es ihr doch nicht.

So blieb sie eine Weile in Gedanken versunken und ließ die sonst so fleißige Feder auf dem Rande ihres Schreibtisches ruhen.

Es klopfte, und auf ihr Herein erschien Gottfried.

Sie sah ihn ein wenig verwundert an. „Wie! Du bist es? Ich meinte, du wärest in Belgien.“

„Ich bin soeben heimgekehrt. Arnold ist mit mir gekommen. Du weißt, daß er sein Doktorexamen bestanden hat.“

„So — und wo will er sich niederlassen?“

„Ich habe ihm zu Meeringen geraten; Dr. Müller ist schon alt, und weil er katholisch ist, wird er wohl dessen Praxis bekommen.“

„So?“ Sie schwieg einen Augenblick, spielte mit ihrer Feder und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Gefällt es dir nicht, Mutter?“ fragte Gottfried.

Sie zuckte die Schultern. „Es ist mir gleichgültig; was kann mir daran liegen, wo dein Freund sich niederläßt? Ich habe nie herausfinden können, was dir an dem Manne so gefällt; aber es geht mich ja nichts an.“

„Er ist ein Charakter, der weiß, was er will und weshalb er es will; das ist eine Eigenschaft, die immer seltener wird und die ich daher sehr zu schätzen weiß.“

Frau van Wieringdaele schwieg und ihre Züge bekamen einen Ausdruck, der ihr Gesicht weniger angenehm erscheinen ließ.

„Ich habe“, fuhr Gottfried fort, „überreichlich Gelegenheit gehabt, diese Eigenschaft kennen zu lernen, und bei jeder Bewegung ist sie mir lieber geworden.“

„Ich kenne Holm nicht und nehme mir kein Urtheil heraus; aber er ist mir nicht sympathisch.“

Gottfried schob seinen Stuhl näher an den seiner Mutter und sagte mit ernsthafter Miene:

„Doch nicht wegen seiner Religion, Mutter?“

Frau van Wieringdaele blickte auf und sah ihn scharf an:

„Ich weiß es nicht, vielleicht wohl!“

„Und ich meinte,“ versetzte Gottfried, „daß du dir von all deinen Gefühlen und Empfindungen stets genaue Rechenschaft gäbest! Das hast du mich immer gelehrt und ich bin dir sehr dankbar dafür.“

„Ich suche dies auch immer zu tun, aber es gibt Gefühle, die so tief in der Seele wurzeln, daß man ihren Entstehungsgrund nicht ausfindig machen kann.“

„Und warum hat deine Antipathie gegen Arnold denn so tiefen Grund?“

„Es kann sein, weil dieses Gefühl mit einem andern, weit stärkeren Gefühl verwachsen ist.“

„Das wäre also deine Abneigung gegen die Katholiken?“

„Ja, eine Abneigung, die mit den Jahren größer geworden ist und noch immer zunimmt.“

„Mutter! Du machst mir den Schritt, den ich tun will, noch schwerer durch dieses Wort.“

Die Amerikanerin blickte ihn erschrocken und ängstlich an; er hielt aber ruhig ihren prüfenden Blick aus.

„Was meinst du damit, was soll das heißen?“

„Weiter nichts, als daß es mir leid tut, bei dir diese heftige und, wie mir scheint, durch nichts gerechtfertigte Abneigung gegen die Katholiken zu finden, denn binnen kurzer Zeit werde ich zu ihnen gehören.“

„Was sagst du? — Das ist nicht wahr! Ich kann es nicht glauben; dazu bist du zu verständig, zu nüchtern! Es ist ein übel angebrachter Scherz; dergleichen liebe ich nicht.“

„Mutter, du wirst einsehen, daß ich mit dergleichen Dingen nicht scherze; es ist mir heiliger Ernst!“

„Aber welch eine Torheit! Wie kann ein Mensch freiwillig seinen Geist einschränken, die Flügel seines Verstandes beschneiden, indem er allerlei veraltete tyrannisierende Dogmen

annimmt? Das kommt von Arnold her. Mein Vorgefühl hat mich nicht getäuscht! Aber wie konnte ich ahnen, daß dieser Umgang in so heilloser Weise auf dich wirken würde!"

Gottfried hatte seine Mutter nie so erregt gesehen; sie war und blieb sonst immer ruhig, wie jemand, der sich selbst und die Umstände durchaus beherrscht, der seinen Weg deutlich vor sich liegen sieht und sich durch nichts beirren läßt. Jetzt sah sie plötzlich ein Gespenst vor ihren Blicken auftauchen, das sie mit Schrecken erfüllte und dem sie nicht aus dem Wege zu gehen vermochte.

„Du irrst, Mutter! Arnold hat sich nie die geringste Mühe gegeben, mich zu seiner Religion zu bekehren; im Gegentheil, er hat mir stets die Schwierigkeiten vor Augen gehalten, mich vor Unbedachtsamkeit und Übereilung gewarnt. Ich trage mich schon seit zwei Jahren mit diesem Plan, ohne den entscheidenden Schritt zu tun.“

„Dann ist das Mädchen, Antoinette, im Spiele — sie hat dich hinübergezogen! Welch eine Schande! Statt daß der starke Mann das schwache Mädchen zu sich emporhebt, beugt er sich zu ihr nieder, nimmt ihre kindischen Begriffe und ihren Aberglauben an. — Also bist du schon mit ihr eins?"

„Ich habe mit Antoinette seit dem Tode ihrer Mutter kein Wort mehr gesprochen.“

„Aber geschrieben?"

„Kein Buchstabe ist zwischen uns gewechselt worden. Ich kenne ihre Adresse nicht einmal.“

„Aber woher denn diese törichte Laune? Ich kann es nicht anders nennen, wenn du mir vorhin auch gesagt hast, daß du für Menschen, die wissen, was und weshalb sie es wollen, eine so große Sympathie hast. Dann wirst du dir doch wohl Rechenschaft geben können von einem Schritt, der deinen Nacken unter das Joch der Priester beugt?"

„Gewiß kann ich das, und wenn du mir Gehör geben willst, so will ich dir gern meine Gründe vorbringen; denn ich habe diesen Entschluß erst nach langem und reifem Nachdenken gefaßt.“

„Nun wohl, ich höre zu.“

Gewaltfam zwang sie sich zur Ruhe; aber es war nicht

schwer, den Sturm zu erkennen, der unter diesem scheinbar so ruhigen Außern wütete.

„Der erste Grund, weshalb ich mich mit unwiderstehlicher Gewalt zur katholischen Religion hingezogen fühle, ist ein ganz äußerlicher, ich glaube, schon früher einmal mit dir davon gesprochen zu haben; aber wann ich zuerst diese Empfindung hatte, das weiß ich nicht mehr genau. Ich glaube, es war in der Kirche Notre Dame zu Paris, als du mit mir, dem zwölfjährigen Knaben, am Pfingsttage während des Hochamtes dort eintratest.“

„Was war es denn?“

„Ich weiß es nicht. Erinnerung, Warnung, eine Mahnstimme, vielleicht alles zugleich, — aber ich hatte ein Gefühl, als wenn ich mich dort zu Hause befände, als wenn dort mein Platz wäre, als wenn man mich gewaltsam von diesem Hause und dieser Gemeinschaft fern gehalten hätte. — Aber, was ist dir, Mutter?“

Frau van Bieringdaele war in ihren Sessel zurückgefunken, krampfhaft klammerten sich ihre Finger an den Rand des Tisches; ihr Gesicht war leichenblaß und aschfahl.

„Mutter!“ rief Gottfried, von Schrecken und Staunen zu gleicher Zeit erfaßt, — „was fehlt dir? Gehen dir meine Worte so nahe? Wie konnte ich ahnen, daß sie dich so angreifen würden? — Ich werde dir rasch ein Glas Wasser holen.“

„Nein, nein!“ wehrte sie ab, sich mit Gewalt zusammennehmend, — „bleib nur, es geht schon vorüber! Deine Mittheilung kam mir zu unerwartet. Wie konnte ich so etwas bei dir vermuten! Wie konnte ich ahnen, daß eine durch Orgelklang und Weihrauchwolken in dir hervorgerufene Stimmung dich je verleiten würde, die so teuer erworbene Freiheit des selbständigen Denkens aufzugeben? Nein, Geoffrey, das hätte ich nie gedacht! Du fällst mir sehr aus der Hand, und das verdrießt mich gewaltig, mehr als ich sagen kann.“

„Mutter, du verstehst mich falsch,“ fuhr Gottfried ruhig und fest wie vorher fort, — „nicht jener Eindruck, nicht jene Jugenderinnerung hat mich zu meinem Entschluß bestimmt; sie waren nur der Anlaß, der mich mit unwidersteh-

licher Kraft trieb, dem katholischen Glauben meine Aufmerksamkeit zu widmen."

"Was hattest du denn damit zu schaffen?"

"Augenscheinlich nichts, eben so wenig als mit der protestantischen und jüdischen Religion. Du hast mich gelehrt, daß ein Mensch sehr gut seine Pflicht tun könne, ohne einen andern Glauben als den an das Gute und Edle."

"Ja, so habe ich dich gelehrt; hättest du dich nur immer daran gehalten!"

"Ich konnte es nicht, Mutter, selbst wenn ich es wollte. Ich war gezwungen, über Zweck und Bestimmung des Menschen nachzudenken, und je tiefer ich nachdachte, um so deutlicher war es, daß es keinen Mittelweg gab zwischen dem Katholiktum und dem Nichts, und vor dem Nichts schauderte mir. Ich konnte mich nicht mehr dabei beruhigen; die geheime Stimme, welche ich in den katholischen Kirchen hörte, sprach zu laut. — Da habe ich mich ernstlich auf das Studium verlegt und bin zu der Überzeugung gekommen, daß in der katholischen Kirche der einzige, wahre, von Gott geoffenbarte Glaube gelehrt wird. Muß ich denn als ehrlicher Mann diese Überzeugung nicht annehmen und aussprechen und alle Verpflichtungen, die sie mir auferlegt, treu erfüllen?"

"Ich nenne es eine Torheit, die gar keinen Nutzen bringt. Was nützt es denn in aller Welt, wenn du die Kirchen besuchst, betest, fastest und unbegreifliche Dogmen annimmst, wenn du doch nicht besser bist als andere, die es nicht tun und doch ausgezeichnete Menschen sind?"

"Ich hoffe, daß ich dadurch wohl besser werde, Mutter! Gerade, weil in unserer Zeit der Charakter der Menschen so jämmerlich entwürdigt ist, weil sie sich von ihren augenblicklichen Launen, Stimmungen und Trieben beherrschen lassen, gerade deshalb brauchen wir eine äußerliche Stütze, eine unveränderliche Richtschnur, eine Leitung für unsere Gedanken, die uns Licht und innere Stärke geben müssen da, wo sie uns ganz abhanden kommen würden. Wer auf dem Felsen des Glaubens steht, wird nicht von den ungestümen Wogen plötzlicher Eindrücke und eitler Tagesmeinungen hin und her geworfen, er steht ruhig und sicher da."

„Aber er bleibt stehen und schreitet nicht fort.“

„Wohin muß ich denn gehen, Mutter?“

„Zum Ziel der Menschheit, zum Ideal!“

„Zum Grabe, das keine Auferstehung kennt! Zu dem hohlen, leeren Nichts! — Nein, Mutter, ich finde das Leben, dessen Anfang und Ende Gott ist, edler, größer und von unendlich höherer Bedeutung als die Jagd nach einem unfaßbaren Ideal! Und was verschlägt es, wenn wir mit unserem beschränkten Verstande uns auf das Leugnen steifen, wenn er doch besteht, der die Welt aus dem Abgrunde des Nichts hervorgerufen hat?“

„Ich bin in der Theologie nicht bewandert; das Denken war nie meine Sache, sondern das Handeln.“

„Aber das Handeln ist doch nur die Folge des Denkens. Ich habe dir nun meinen Entschluß mitgeteilt, du billigst ihn nicht. Das tut mir von Herzen leid; aber du wirst einsehen, daß ich mich dadurch nicht bestimmen lassen kann, mich anders zu entschließen. Du hast mir stets vorgehalten: Freiheit in allen Dingen ist die Lösung der Amerikaner. Daß ich von dieser Freiheit nach meiner Überzeugung Gebrauch mache, wirst du doch nicht mißbilligen?“

„Laß mich jetzt allein! Ich muß nachdenken. Deine Worte haben mich in einer Weise erschüttert, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte.“

Gottfried erhob sich und suchte sich ihrer Hand zu bemächtigen.

„Mutter, was ich dir gesagt habe, wird doch in unserem Verhältnis zueinander nichts ändern?“

Sie zog ihre Hand zurück.

„Ich kann es noch nicht sagen, ich muß mich erst dareinfinden. Geh jetzt!“

Gottfried verließ das Zimmer.

Raum war er gegangen, als sie die Thür schloß und hastig im Zimmer auf und ab schritt; ihr sonst so blaßes und blutleeres Gesicht war hoch gerötet, ihre Hände ballten sich krampfhaft zusammen und ihre Brust hob und senkte sich ungestüm.

„Wie kann es nur sein? Wie ist es nur möglich? Der Geist der lange vergessenen und begrabenen Vergangenheit, wie

kann er so plötzlich erstehen, eine Form annehmen und all meine Lehren, meine ganze Erziehung so zu Schanden machen? Was verschlägt es, ob wir es mit unserem beschränkten Verstande leugnen, wenn es doch besteht. — So sagte er. Nein! es kann nicht sein!”

Sie schauderte zusammen und rieb sich mit der Hand über die Augen, als wolle sie eine beängstigende Vision verschrecken.

„Nein, es ist nicht so! Es ist nichts als eine Einbildung, eine fixe Idee von ihm. Arnold und Antoinette haben es verschuldet. Es ist meine eigene Schuld; ich hätte das Kind unter den von der Mutter gestellten Bedingungen nicht zu mir nehmen sollen. Aber wie konnte ich so etwas ahnen? Ich habe den Wert ihrer Erziehung, ihres Charakters vielleicht unterschätzt. Wer konnte denken, daß die Tochter solcher Eltern so viel Energie und Festigkeit an den Tag legen würde! Ja, so wird es sein; sie sind viel miteinander umgegangen; sie und Arnold scheinen einen großen Einfluß auf Geoffrey ausgeübt zu haben, aber es ist ärgerlich, daß ihr Einfluß sich wirksamer gezeigt hat als der der eigenen Mutter. Und doch, wie beschämend das für mich sein mag, es ist besser, dieses anzunehmen, als das andere; das wäre zu schrecklich, das kann nicht sein!”

Sie stand wieder vor ihrem Schreibtisch und ließ das Auge unschlüssig auf einem Fache ruhen, das sorgfältig geschlossen war; wiederholt hatte sie ihren Schlüsselbund genommen und den Schlüssel hineingesteckt, doch immer wieder herausgezogen. Endlich öffnete sie rasch und murmelte zwischen den Zähnen:

„Ich scheue mich nicht vor der Vergangenheit, ich wage es, ihr furchtlos ins Auge zu schauen. Ich werde vernichten, was mich noch darin bindet, dann brauche ich mich nicht zu fürchten, daß er es je entdeckt.“

Sie nahm aus der Lade ein Päckchen vergilbter Briefe, ein lederneß Etui, ein kleines Gebetbuch und einen Rosenkranz; sie legte die Gegenstände vor sich auf den Tisch und ließ sich dann wieder in ihren Sessel nieder, aber ihre Hände bebten, ihre Pulse und Schläfen klopften heftig, und

ängstlich blickte sie um sich, als wenn jemand sie beobachtete. Dann öffnete sie mit zitternden Fingern das Etui; es enthielt das Porträt eines Mannes in der Vollkraft des Lebens und eines Kindes.

Beide hatten dunkle Augen und dunkle Haare; es war ihr, als wenn ihre Augen ihr entgegenfunkelten. Sie starrte so lange darauf hin, bis sie die Blicke nicht mehr zu ertragen vermochte, dann schob sie das Etui schnell fort und griff nach dem Gebetbuch.

Es war ein englisches Büchlein, auf der ersten Seite stand in spanischen Worten: „Meiner geliebten Juanita am Tage unserer Verlobung. Bete für deinen dich liebenden Bräutigam in Christo; Miguel Fernandez.“

Sie fühlte sich vom Geist der Vergangenheit umschwebt. Sie sah sich wieder in dem vornehmen Hause, wo sie Erzieherin war; sie hörte die Stimme des jungen, ernstesten spanischen Gelehrten, der ihr seine Zuneigung gestand und sie um ihre Hand bat. Er war nicht reich, aber er konnte arbeiten; gemeinschaftlich würden sie mit Gottes Hilfe sich eine Stelle in der Welt erwerben.

Das stimmte nicht zu ihren Zukunftsplänen; sie hätte lieber einen der Söhne des Hauses, in welchem sie Unterricht gab, zum Gatten genommen, aber ein unerklärliches Gefühl hatte sie hingerissen.

O, das Gefühl ist des Menschen größter Feind! Es macht ihn schwach und feige, um ihn nachher, wenn es zu spät war, jene Schwäche und Feigheit bitter bereuen zu lassen.

Es war Frau van Wieringdaele, als wenn die alte Schwäche sie wieder überwältigte, als wenn sie sich von neuem machtlos fühle, wider den Strom der Ereignisse anzukämpfen. Er besaß nichts, jener Fernandez, als seine Talente, und doch hatte sie sich mit ihm verheiratet. Es waren glückliche, aber kurze Jahre gewesen, die sie mit ihm in ihrem einfachen Heim verbracht hatte, und es überlief sie noch kalt, wenn sie sich jenes Unglückstages erinnerte, da man ihren Mann heimbrachte, schwer verwundet und sterbend, von einem schweren Frachtwagen überfahren.

Sie konnte sich kaum mehr vorstellen, daß sie damals so

verzweiflungsvolle Tränen vergossen hatte — wie lange war es schon her! Ihr Kind war damals kaum einen Monat alt gewesen.

Und nun wollte sie an all diese Dinge nicht mehr denken, die eine so schwächende und lähmende Wirkung ausübten. Sie hatte die Bilder hervorgeholt, um sie zu vernichten. Sie nahm ihr schweres kupfernes Falzbein — ein einziger Schlag und das Glas war zertrümmert! Dann konnten jene Augen sie nicht mehr so vorwurfsvoll, so traurig anblicken, dann hatte sie mit jenem Teil ihres Lebens auf immer abgerechnet.

Aber der Schlag fiel nicht; sie drückte hastig das Etui zu. Unten klang die Glocke zum Mittagessen; sie mußte sich beherrschen. An Arnold wollte sie sich nicht in kleinlicher Weise rächen, es würde ja doch nichts ändern. Sie hatte Gottfried zur Selbständigkeit erzogen, — er war im Begriffe, selbständig zu handeln; war das nicht das Natürlichste von der Welt?

Sie schloß ihre Andenken wieder ein, und damit schien der drohende Geist der Vergangenheit sie zu verlassen; sie war wieder die kühle, scharfblickende Frau, als welche sie immer galt.

Was machte es eigentlich aus, ob Gottfried katholisch wurde? Er blieb doch, was er war; er würde zu verständig sein, um zum Beispiel seine Besitzungen zu religiösen Zwecken zu veräußern, und selbst wenn er es tun wollte, sie konnte ihn nicht daran hindern. Sie war zu weit gegangen, sie hatte ihre Abneigung zu offen an den Tag gelegt, das konnte nur schädlich wirken; sie mußte diesen Eindruck um jeden Preis verwischen. Er war ja frei, und wie unangenehm sie auch für ihre eigene Person den Gebrauch finden mochte, den er von seiner Freiheit zu machen wünschte: Widerstand war doch vergebens und würde sie in seinen Augen nur lächerlich und widerspruchsvoll erscheinen lassen.

Als sie nach einer kleinen Viertelstunde im Speisesaal erschien, begrüßte sie Arnold Holm als den Gast ihres Sohnes und unterhielt sich mit den beiden jungen Leuten in ihrer gewohnten ruhigen Weise.

Sobald sie jedoch einen Augenblick mit Gottfried allein

war, flüsterte sie ihm zu: „Vergiß, was zwischen uns vorgefallen ist. Die Überraschung hat mich zu weit geführt. Ich habe mich jetzt mit dem Gedanken vertraut gemacht. Du, was du nicht lassen kannst.“

Gottfried drückte ihr herzlich die Hand. „Nun erkenne ich wieder meine verständige Mutter,“ sagte er dankbar, — „glaube mir, ich werde fortan ein weit gehorsamerer und ehrfurchtsvollerer Sohn sein, als bisher.“

„Das ist nicht nötig,“ war ihre kühle Antwort, — „ich war immer sehr mit dir zufrieden und ich liebe die Männer nicht, die am Gängelband, an der Schürze der Mutter hängen.“

Neunzehntes Kapitel.

Hermann van Bieringdaele und seine Tochter befanden sich seit einigen Monaten in Amerika. Sabine hatte an einem kleinen Theater in Buffalo eine Stelle als Sängerin erhalten; die wiederholten Bitten ihrer Schwester, der letzten Mahnung ihrer Mutter zu gedenken, ließ sie unbeachtet, und der Vater störte sie ebensowenig daran.

In Brüssel hatte sie wenig Fortschritte gemacht; der Unterricht am Konservatorium war viel teurer, als sie berechnet hatten, und Sabinens „außerordentliche Gaben“ hatten nirgends die erwartete Begeisterung hervorgerufen.

Vater und Tochter brauchten viel und wußten schlecht zu wirtschaften; sie merkten bald, daß es hier noch schwerer sein würde, in der musikalischen Welt sich einen Namen zu machen, als in Holland, und es war kaum daran zu denken, als Gesanglehrerin sich durchzuschlagen.

Nun wäre es gewiß für Sabine weitaus das Verständigste gewesen, der Kunst Lebewohl zu sagen und sich nach etwas anderem umzusehen, aber sie hatte nichts Rechtes gelernt und war außerdem von ihrem Künstlerberuf zu sehr überzeugt, — ein törichter Wahn, den ihr unverständiger Vater von Kindesbeinen an in ihr genährt hatte. Sie bildete sich ein, daß ihre Trägheit, ihr Widerwille gegen regelmäßige Beschäftigung, ihre Neigung, ihren Launen nachzuhängen, ohne sich um die Folgen zu kümmern, nur Kennzeichen ihrer künstlerischen

Natur seien, und dies machte sie für alles andere, den bunten Wechsel eines unsteten Lebens ausgenommen, unbrauchbar.

Sie machten in Brüssel die Bekanntschaft eines Impresario, der Sänger und Sängerinnen zweiten und dritten Ranges für eine Kunstreise in Amerika anwarb, und dieser versprach ihnen solche goldene Berge, daß Vater und Tochter sich bereden ließen und sich entschlossen, mit ihm die Reise über den Ozean zu machen.

Man kann sich den Schrecken der beiden anderen Mädchen vorstellen, als sie einen Brief aus Liverpool erhielten mit der Nachricht, daß Vater und Tochter schon nach New York unterwegs seien. Natürlich wurde alles in den herrlichsten Farben geschildert, aber Antoinette und Kooschen kannten ihren Vater und ihre Schwester genug, um überzeugt zu sein, daß diese glänzenden Darstellungen in hohem Maße übertrieben waren. In einer Nachschrift stand die Bemerkung, daß die Kosten der Reise zu hoch seien, als daß sie in diesem Quartal das Schulgeld für die beiden Knaben bestreiten könnten. Die Mädchen oder Frau Jochems möchten es nur so lange vorschießen oder der Herr Rektor möge sich ein wenig gedulden. Wären sie einmal in Amerika, so würden sie schon so viel herüberschicken, daß die Knaben eine vornehmere Anstalt besuchen und die Mädchen ihre Stellen aufgeben könnten; vorläufig müsse man sich mit Geduld wappnen.

Antoinette und Kooschen blickten sich in stummer Ratlosigkeit an; sie machten sich nicht die geringsten Illusionen in Betreff der pekuniären Erfolge ihrer älteren Schwester und wußten nur zu gut, daß es wohl Jahre dauern könnte, bis das Geld für die Knaben den Weg über den Ozean finden würde.

Was sollte jetzt aus den Zwillingen werden, die so gut lernten und deren Charakter sich so günstig entwickelt hatte? Mit dem Wenigen, was sie verdienten, konnten die Mädchen die Kosten für das Pensionat unmöglich bestreiten, und Frau Jochems, die schon so viel für die Kinder ihrer Freundin tat, mochten sie nicht darum angehen. „Das würde die Schuld nur übertragen,“ seufzte Antoinette, „der Anfang des Kreditkrebzes, welcher unseren Haushalt zerfressen hat.“

Sie beschloß daher, an den Rektor zu schreiben und ihn um Stundung zu bitten, bis ihr Vater sich in besseren Verhältnissen befinden würde.

Der Brief wurde Antoinette sehr schwer; sie hatte ein Gefühl, als wenn aufs neue ein Glied zu einer Kette geschmiedet würde, die ihre und der Kinder Zukunft festlege. Alles, was sie gesehen und erfahren hatte, flößte ihr eine fast krankhafte Scheu vor Schulden ein.

In der größten Spannung sah sie der Antwort des Oberen der Schulbrüder entgegen und mit der zitternden Hand vermochte sie kaum den Umschlag des Briefes zu öffnen.

Sie traute ihren Augen nicht; sie las den Brief wieder und wieder, und sobald sie Zeit fand, suchte sie ihre Schwester auf, um von ihr zu hören, daß sie recht gelesen habe.

Der Rektor schrieb, daß es sich hier gewiß um ein Versehen handle; für das vergangene Quartal sei bezahlt, zwar nicht in gewohnter Weise, aber zur rechten Zeit. Es sei sogar etwas mehr eingegangen, und ein Billett ohne Unterschrift enthalte die Mitteilung, die Quittung sei auf Anfrage an Fräulein van Wieringdaele zu senden. Im Falle die Forderung schon berichtigt sei, bitte man das doppelt gezahlte Geld zu Gunsten der Knaben in die Sparkasse einzulegen.

Die Mädchen zerbrachen sich den Kopf, um den freigebigen Spender ausfindig zu machen; sie brachten es nicht weiter als zu Vermutungen und erhielten im nächsten Quartal wieder eine Quittung zugesandt. Auch ihr Bruder Piet lehnte jede weitere Unterstützung seitens seiner Schwester ab, da er aus verschiedenen Teilen des Landes ab und zu eine Postanweisung ohne Angabe des Absenders erhalte. —

Die Überraschungen, die Hermann und Sabine zu teil wurden, waren jedoch nicht von so angenehmer Art. Die Vorspiegelungen des Impresario erwiesen sich als sehr lügnerisch. Von Liverpool aus hatten sie ein sehr schlechtes Schiff, sie litten fast Mangel, und ihre Vorwürfe beantwortete der Unternehmer mit leeren Ausflüchten.

Mehr tot als lebendig langten Vater und Tochter in New York an, und hier waren sie erst recht angeführt. Die Künstlergesellschaft war weiter nichts als eine echte Jahr-

marktsbände, und erst nach heftigem Wortwechsel gelang es ihnen, sich von dem Impresario loszukaufen. Das Geld, das sie von der jährlichen Zulage erübrigt hatten, war verbraucht und es konnte noch lange währen, ehe sie einen neuen Termin aus Europa zu erwarten hatten; so standen sie denn hilflos und fast ohne Mittel in der großen Stadt.

Nach vielen Entbehrungen und bitteren Erfahrungen gelang es ihnen endlich, in Buffalo Beschäftigung zu finden. Hermann bekam eine Stelle am Schalter des Theaters, in welchem Sabine auftrat. Es war etwas ganz anderes als das glänzende Los, das sich das eitle Mädchen vorgepiegelt hatte. Vom hehren Dienst im Reiche der Kunst war keine Rede mehr; sie mußte den ganzen Morgen üben, am Nachmittag und am Abend singen und oft genug beschwerte sie sich darüber, daß ihre Schwestern — die nicht zu den Künstlern gehörten — gewiß weniger arbeiteten als sie.

Zum Überfluß des Elendes begann Hermann, dessen erste Jugend schon lange vorbei war, zu kränkeln; er konnte das amerikanische Klima mit seinen schroffen Übergängen von bitterer Kälte zu glühender Hitze nicht gut vertragen; er hatte rheumatische Anfälle und mußte oft das Zimmer hüten.

Er war mit Sabine in Pension und Wohnung bei einer Frau, die Männern und Frauen von verschiedenem Stand und Alter Zimmer vermietete; nur bei den Mahlzeiten kam man zusammen und diese boten van Wieringdaele die meiste Zerstreuung, weil er dann nach Herzenslust bei den Angehörigen der verschiedenen Nationen auf seine vornehme Herkunft und Familie pochen und die Talente seiner Tochter herausstreichen konnte. Als er jedoch von seinem rheumatischen Leiden heimge-
sucht wurde, mußte er dieses Vergnügen entbehren und in seinem Zimmer warten, bis Sabine ihn versorgte. Diese hatte nie zu den opferwilligen Seelen gehört; ihr Vater hatte sie stets verwöhnt, und nun sie ihn pflegen sollte, ward es ihr schwer; sie tat es schlecht und widerwillig.

Hermann zürnte und tadelte sie wegen ihrer Nachlässigkeit. Das war ihr noch nie geschehen. Sie wurde noch ungenießbarer und ihr Vater begann ihr vorzuwerfen, daß sie eigentlich all sein Elend verschuldet.

Damit goß er Öl ins Feuer; sie lief laut weinend fort und ließ sich am Abend nicht mehr bei ihm blicken. Der Vater bereute seine Heftigkeit und hätte nichts lieber gewünscht, als daß sie zurückkehrte, um sich bei ihr zu entschuldigen.

Am nächsten Morgen ließ er sie rufen, mußte aber von seiner Wirtin hören, daß die Miß ganz in der Frühe mit ihrem Handkofferchen das Haus verlassen habe, einen Brief an ihren Vater zurücklassend.

Von bangen Ahnungen ergriffen, öffnete Hermann den Brief. Die Tochter schrieb, daß sie dieses Leben nicht länger aushalten könne, ohne ihr künstlerisches Sein zu gefährden, und daß sie sich daher einer Gesellschaft angeschlossen habe, die in Chicago und anderen großen Städten Konzerte gebe. Ihrem Vater wolle sie nicht länger zur Last sein; seine Vorwürfe hätten sie tief verletzt, er kenne ihre empfindsame, zart besaitete Seele; auch erlaube sein Gesundheitszustand ihm nicht, sie auf allen ihren Wegen zu begleiten. Sie werde ihm bald Näheres schreiben und wünsche ihm von Herzen gute Besserung. — Das war alles!

Hermann rastete, tobte und weinte selbst seiner undankbaren Tochter wegen; er schwor bei allem, was hoch und teuer war, daß jedes Band zwischen ihnen zerrissen sei, daß er sie nie wiedersehen, nie wieder etwas von ihr hören wolle — es half ihm nichts, Sabine war und blieb fort, und Hermann pflückte, nicht unverdienterweise, die herben Früchte seiner törichten Erziehung, wenn überhaupt von einer Erziehung die Rede sein konnte.

Sobald er wieder etwas besser war, hinkte er zu seinem Bureau, aber das Gebäude war geschlossen: nach Sabinens Abreise hatte die Gesellschaft falliert.

Hermann bemühte sich um eine andere Stelle und fand endlich eine solche in einem Großhause, das nach Holland Handel trieb und einen holländischen Korrespondenten benötigte. Da bald darauf das fällige Geld aus der Heimat eintraf, befand er sich in etwas besserer Lage, und als ein Brief von Sabine anlangte, mit ausführlichen Berichten ihrer Triumphe und Zeitungsausschnitten voll ihres Lobes, da fühlte Hermann sich lange nicht so unglücklich mehr als vor einigen Wochen.

Kurz darauf ersuchte ihn Sabine um seine Zustimmung zu ihrer Heirat mit dem Direktor der Gesellschaft; die Zustimmung sei zwar nicht erforderlich, so schrieb sie, in diesem freien Lande, aber sie halte es doch für ihre Pflicht, der Form zu genügen.

Hermann seufzte, und da er wohl einjah, daß seine Zustimmung oder Weigerung wenig an der Sache ändern würde, so erklärte er sich damit einverstanden.

Er wußte nun, daß Sabine eine echte Amerikanerin geworden war; in der nächsten Zeit hörte er nichts mehr von ihr.

In Buffalo konnte man seine Dienste wegen eingetretener Umstände entbehren, und so sandte man ihn nach Philadelphia, wo ein anderes Haus der nämlichen Firma bestand, das ausgedehntere Geschäfte betrieb.

Philadelphia hatte für ihn einen wohlbekannten Klang; dort hatte ja sein Vetter van Wieringdaele mit der Douairiere Bekanntschaft gemacht, dort hatte sie auch die Jahre ihres Witwenstandes zugebracht. — Wer weiß, wofür es gut ist! dachte er, — ich werde dort einmal nachspüren, vielleicht gelingt es mir, einige Goldkörner zu Tage zu fördern.

Es schwebte ihm nur unbestimmt vor, was es zu suchen oder zu finden gäbe, — vielleicht ein großes Geheimnis, zum Beispiel daß Frau van Wieringdaele eine Betrügerin oder Abenteuerin sei und ihr Sohn ein Findelkind; er wußte selbst nicht wie, — aber es kam ihm vor, als wenn die Henne mit den goldenen Eiern für ihn irgendwo in Philadelphia verborgen sein müsse.

Es war jedoch eine sehr schwierige Aufgabe, in einer großen Stadt die Schritte einer einfachen Frau wiederzufinden, die schon seit zwanzig Jahren fort war und von der er eigentlich nichts wußte. Er suchte fleißig auf den Kirchhöfen herum, bis er irgendwo in einer Ecke einen einfachen Grabstein fand mit der Inschrift: Alexander van Wieringdaele, geboren 18 . . , gestorben 18 . . , und darunter: Juan Fernandez, fünf Jahre alt.

Das war das Kind aus erster Ehe, das Brüderchen, das Gottfried einmal erwähnt hatte.

Lange blieb er in Gedanken vor dem Doppelgrave stehen;

es war kein Datum vom Sterbetage des Kindes da, aber dieser war gewiß nach dem Tode des Stiefvaters gewesen. — Das wäre für meine verehrte Cousine eine große Enttäuschung gewesen, wenn das holländische Kind an Stelle des spanischen gestorben wäre, sagte er für sich.

Er verließ den Kirchhof und setzte seine Nachforschungen fort. Endlich gelang es ihm, das Haus ausfindig zu machen, in welchem die van Wieringdaeles gewohnt hatten. Es befand sich außerhalb der Stadt und war von einem Gärtchen umgeben; es mochte jetzt schon von der zehnten Familie nach ihnen bewohnt sein. Alexander war Handelsangestellter gewesen und hatte seine künftige Frau kennen gelernt, als er in dem Speisehause wohnte, dem sie vorstand. Jenny oder Juanita Fernandez, geb. Clarke, war aus New York gebürtig; dies wußte er zufällig, aber weiter war ihm nichts bekannt, und es fehlte ihm an jedem Fingerzeig.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe.

Eines Abends besuchte ihn jemand, den er in einem Kaffeehaus kennen gelernt hatte, in seiner Wohnung. Er musterte die Bilder, die Hermann recht augenfällig gruppiert hatte, worunter besonders Sabine als Carmen hervorragte. Auch die Photographien der Amerikanerin und ihres Sohnes als Radfahrer waren dabei.

Der Bekannte, der von jeher in Philadelphia gewohnt hatte, rief plötzlich, als er die Bilder sich näher angesehen hatte:

„Welche Ähnlichkeit! Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich sagen, daß jene Dame dort eine alte Bekannte von mir ist.“

„Wohl möglich,“ entgegenete Hermann mit lebhaftem Interesse, — „sie hat hier in Philadelphia gewohnt!“

„Gerade hier gegenüber! Es war eine tüchtige Frau, die sich durch die Welt zu schlagen wußte.“

„Wie ist ihr Name denn?“

„Mistress Clarke, oder eigentlich hieß sie früher so als junges Mädchen, denn sie war Witwe und hat bald darauf zum zweiten Male geheiratet. Dann ist das ihr Sohn, — ja, es war ein hübsches Kerlchen, mit pechschwarzen Augen

und Haaren. Genau wie der Vater, sagten wir, denn ihr war er gar nicht ähnlich.“

„Das ist ein Irrthum,“ sagte Hermann, „ihr Mann war gerade so blond wie ich; er war mein leibhaftiger Vetter.“

„Ja, ich weiß schon; ein Holländer, der am gelben Fieber gestorben ist, oder vielmehr am Trunke. Niemand konnte begreifen, wie sie, eine hübsche Frau, den heruntergekommenen Mann heiraten mochte und ihr gutes Boardinghaus drangab, um mit ihm vor der Stadt zu wohnen. Aber sie hatte ein Söhnchen von ihrem ersten Manne, der ein Spanier aus Mexiko gewesen sein muß.“

Hermann wurde abwechselnd bleich und rot.

„Das Kind ist gestorben“, sagte er. „Dieser Sohn hier ist aus zweiter Ehe; sie wohnt jetzt in Holland und der Junge hat alles von seinem Großvater geerbt.“

„Nun, dann muß ich doch sagen, daß er dem ersten Manne seiner Mutter täuschend ähnlich ist.“

„Ich habe das Grab meines Vettters gesehen; unter dem nämlichen Stein ist auch das Kind des Fernandez begraben.“

„Wohl möglich, — nach ihrer Ehe habe ich wenig mehr von ihr gehört. Ihr Mann hat noch ein paar Jahre gelebt, wie ich glaube, dann ist sie nach New York gezogen.“

„Aber wie alt war das Kind, als Sie die Dame kannten? Erinnern Sie sich dessen noch?“

„Es war ein Baby; meine Frau — wir waren kaum verheiratet und wohnten in demselben Speisehause — hatte großen Gefallen an dem Kinde und spielte den ganzen Tag damit, denn Mistress Fernandez hatte sehr viel zu tun mit ihren Gästen. Wir fanden das Schwarzköpfchen so hübsch und klug.“

„Und sie hat sich bald darauf mit meinem Vetter verheiratet?“

„Ja, sehr bald. Ich erinnere mich dessen noch sehr wohl. Wir saßen gerade beim Frühstück, als sie hereinkam am Arme des Mister Alexander, so nannten wir ihn immer, denn wir konnten den holländischen Namen nicht gut aussprechen. Sie hatte einen Rosenstrauß in der Hand und erzählte uns, daß sie soeben getraut seien. Das geht hier rasch, wie Sie wissen.“

„Aber wie ging es weiter?“ frag Hermann.

„Wir fanden es schade um das hübsche Weibchen, denn bei allem Respekt vor Ihrem Herrn Vetter muß ich doch sagen, daß er den Grog und den Whisky zu sehr liebte. Wir begriffen alle nicht, was Mistreß Fernandez bewogen hatte, den Mann zu heiraten, besonders weil sie das Andenken ihres ersten Mannes so hoch hielt. Sein Porträt hing fast in jedem Zimmer, und es glich diesem jungen Manne hier, wie ein Tropfen Wasser dem andern.“

„Es ist schon lange her; Sie werden sich gewiß täuschen.“

„Nein, nein, — ich habe jene Bilder zu oft gesehen; ich glaube selbst, daß ich noch eins besitze, das will ich Ihnen geben. — Jetzt geht mir auch ein Licht auf, weshalb sie ihn genommen hat, da Sie mir sagen, daß ihr Sohn eine so große Erbschaft gemacht hat. Sie war eine schlaue Person, wie meine Frau immer sagte, und jetzt erinnere ich mich auch, daß sie die Ehe mit aller möglichen Fürsorge hatte schließen lassen, damit die Verbindung auch in Holland als gesetzlich anerkannt würde.“

„Und haben Sie seitdem nichts mehr von ihr gehört?“

„Sobald Mister Alexander Herr im Hause war, ging alles drunter und drüber; er war oft betrunken und betrug sich dann ungeziemend, so daß es den Damen im höchsten Grade zuwider war. Eines schönen Morgens, ein Jahr nach der Heirat etwa, hörten wir, daß Mistreß Alexander das Speisehaus anderen Händen überlassen habe und mit ihrem Mann und ihren Kindern vor die Stadt gezogen sei. Weiter ist mir nichts mehr von ihr bekannt.“

„Kennen Sie niemand, der zu ihr in näherer Beziehung stand, eine alte Freundin vielleicht oder jemand von der Dienerschaft?“

„Wie sollte ich sonst jemand kennen lernen? Wir standen sehr gut zu Mrs. Fernandez, aber nachdem sie das Haus verlassen hatte, hörten wir nichts mehr von ihr und es wunderte mich nur, daß ich sie hier auf dem Bilde wiedererkannt habe. Das kommt gewiß von dem Jungen her; ich kann noch nicht glauben, daß er der Sohn jenes langen, blonden Alexander sein soll.“

„Aber sie kann die Kinder doch nicht vertauscht haben“, sagte Hermann nachdenklich.

„Sie war schlau genug dazu.“

„Ja, aber sie waren doch in den Jahren zu weit voneinander.“

Der Amerikaner suchte die Achseln. „Wer kann das beweisen? Der kleine Juan war zart und schwach, der Unterschied der Jahre war nicht sehr groß, — bei drei oder fünf Jahren läßt sich das nicht so zuverlässig bemerken. Und wer würde es je entdecken, wenn in einer so großen Stadt wie Philadelphia als gestorben angegeben wird: Juan Fernandez oder — wie heißt das andere Kind auch noch?“

„Gottfried van Wieringdaele!“

„Sie war gerade danach angetan, um ohne große Gewissensbedenken einen solchen Tausch vorzunehmen.“

„Aber zum Kuckuck!“ rief Hermann, „wenn dem so wäre, so müßte mir als einzigen Erben Baartjicht zugefallen sein, dann hätte jenes Weib durchaus keine Ansprüche daran geltend zu machen. Ich habe öfters daran angespielt, daß etwas dahinter stecke, nur um ihr Furcht einzujagen; deshalb ist sie mir auch so gram geworden. Aber wenn es dennoch wahr sein sollte, wenn ich während all der Jahre in Armut und Elend gelebt und von ihrer Güte Almosen empfangen habe, so sage ich, daß es zum Himmel um Rache schreit, und ich werde die Betrügerin entlarven!“

Der Amerikaner sah ihn mitleidig an.

„Es tut mir leid, daß ich Ihnen keinen besseren Trost geben kann; mag Ihre Frau Cousine auch hundertmal schuldig sein, es wird unmöglich sein, den Betrug zu beweisen. Solch eine Ähnlichkeit, die ja auch zufällig sein kann, mag vielleicht als moralischer Beweis ihrer Schuld gelten, aber vor dem Gesetze ist nichts damit auszurichten. Juan Fernandez ist tot, weil sie ihn als gestorben hat eintragen lassen, und nur Mr. Geoffrey bleibt übrig, der auf das Erbe seines Großvaters Anspruch zu machen berechtigt ist.“

Hermann mußte dem Manne beistimmen, doch er wollte sich nicht damit abspeisen lassen. Er erwirkte sich die Erlaubnis, Einsicht in die Register des Zivilstandes zu nehmen,

und fand dort als gestorben eingetragen Juan Fernandez, Sohn des Miguel Fernandez aus Mexiko und der Johanna Clarke, fünf Jahre alt.

Er suchte ferner nach dem genauen Todestag seines Vettters Alexander und fand, daß dieser keine drei Monate vor seinem Stieffsohn gestorben war. Auch fand er die Eintragung von Gottfrieds Geburt, woraus hervorging, daß dieser bei dem Tode seines Brüderchens zweieinhalb Jahr alt war. Alles stimmte genau mit den Angaben der Douairiere überein; in einigen Monaten war Gottfried großjährig. Nun erinnerte er sich, wie man ihm einmal gesagt habe, sein Vetter sei über seine Jahre hinaus entwickelt, doch wurde dies dem amerikanischen Klima zugeschrieben und den dortigen Verhältnissen, die das Kind geistig und körperlich schneller heranreifen lassen. Auch hatte man Gottfried öfters für einen Spanier gehalten.

Alle diese Umstände in Betracht ziehend, fand Hermann es unerklärlich, daß er nicht schon an die Möglichkeit eines solchen Tausches gedacht hatte. Je mehr er jetzt darüber nachdachte, um so fester war seine Überzeugung. Er hätte nach Holland hinüberfliegen mögen, um dem jahrelangen Betrug ein Ende zu machen, aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, um seine kostbare Entdeckung in bester Weise zu verwerten.

In diesem Zustande der Ungewißheit erhielt er Besuch von Sabine und ihrem Manne. Sie waren von Mißgeschick heimgesucht; die Gesellschaft hatte sich wegen unregelmäßiger Bezahlung aufgelöst, und nun war Sabine Willens, in Philadelphia zu konzertieren. Ihr Mann wollte ein neues Blatt gründen, und nun kamen sie zu dem guten Vater, um ihn um Rat und Hilfe anzufragen.

Die Begegnung zwischen Vater und Tochter war sehr rührend: Sabine war das einzige Wesen, wofür Hermann, der eingefleischte Egoist, etwas fühlte, was Zuneigung heißen konnte. Sie bat um Verzeihung, vergoß einige Tränen, stellte ihren Mann dem besten aller Väter vor, und es dauerte nicht lange, so saß man recht gemüthlich in einer Restauration beisammen, um die frohe Versöhnung mit Speise und Trank gehörig zu feiern.

Hermann wurde immer vertraulicher und erzählte von seiner wichtigen Entdeckung, die sein ganzes Denken in Anspruch nahm. Sabine und ihr Mann waren ganz Ohr, und die junge Frau fuhr heftig auf gegen die elende Abenteuerin, die ihnen ihr rechtmäßiges Erbe entwendet hatte.

Ihr Mann, ein praktischer Amerikaner, erwog die Sache lange hin und her; er war auch der Meinung, daß die Aussichten, um zu einem Rechte hier zu kommen, sehr gering seien, aber man müsse in jedem Fall versuchen, was durch Drohungen zu erreichen sei.

Vor allen Dingen mußte Hermann sich sofort auf den Kriegsschauplatz begeben; er mußte einen holländischen Advokaten zu Räte ziehen, das Porträt des Miguel Fernandez vorzeigen, mit Frau van Wieringdaele selbst reden und ihr heimlich, aber entschieden zu verstehen geben, daß man alles, was man wisse, an die Öffentlichkeit bringen wolle. Schrieb man von hier aus, so würden die Briefe aller Wahrscheinlichkeit nach unbeantwortet bleiben; es blieb also nur eines übrig: Hermann mußte nach Holland, und je eher, desto besser!

Zwanzigstes Kapitel.

Es war Fest auf Baartsicht.

Heute feierte der junge Eigentümer seinen dreißigsten Geburtstag. Frau van Wieringdaele hatte darauf bestanden, die Angeesehensten aus Meeringen und der Umgebung, mit welchen sie Höflichkeitsbeziehungen unterhalten hatte, zu einem großen Mahle einzuladen.

Das Fest fiel in den September, und wenn die Bäume sich auch hie und da schon rötlich färbten, prangten sie doch noch im vollen Sommerschmuck.

Die Wagen mit den Gästen rollten unablässig vor und im großen Empfangssaal stand Frau van Wieringdaele neben ihrem Sohne, um die Begrüßungen und Glückwünsche der Gäste entgegenzunehmen.

Die Douairiere erschien heute stattlicher denn je, im dunkelvioletten Gewande von schwerer Seide mit langer Schleppe; ihre jetzt ganz silbergrauen Locken waren von einer Spitzen-

haube bedeckt. Statt der Spinnenbroche trug sie heute einen Diamantstern, den ihr Sohn ihr als einen geringen Beweis seiner Hochachtung und Erkenntlichkeit an diesem Tage verlehrt hatte.

In wahrhaft fürstlicher Großmut hatte er ihr die Hälfte seines Einkommens angeboten, aber sie hatte das Anerbieten zurückgewiesen; als praktische Amerikanerin hatte sie nur darauf bestanden, daß er ihr, sobald die Feste abgelaufen wären, notariell ein festes Einkommen sichere. „Ich setze das größte Vertrauen in meinen Sohn,“ sagte sie, „aber er wird sich vielleicht verheiraten und da wünsche ich nicht, von den Launen einer Schwiegertochter abzuhängen.“

Auch Gottfried blickte froh und mutig in die Welt; er hatte die Herrschaft seiner Mutter nie drückend gefunden, aber er fand doch den Gedanken verlockend, selbsthandelnd und unabhängig auftreten zu können.

„Ich kann mir kaum denken, daß ich erst dreiundzwanzig Jahre alt bin“, sagte er am Morgen jenes Tages zu seiner Mutter; „es ist mir, als ob ich schon viel länger gelebt hätte.“

„Das kommt daher, weil du deine Jünglingsjahre nicht vergeudet, sondern trotz deiner Jugend schon verhältnismäßig viel getan hast“, gab sie ernst und ruhig zur Antwort.

Von Gottfrieds Übertritt zur katholischen Kirche war zwischen ihnen nicht mehr die Rede gewesen. Frau van Wieringdaele vermutete, daß dieser schon vollzogen wäre, aber sie fragte nicht danach. Sie wußte, daß er seinen religiösen Pflichten eifrig nachkam, sie konnte sich denken, daß er am Morgen des Festes früh zur Kirche gegangen war, um sein neues Leben mit Gott zu beginnen, aber sie tat, als wenn sie nichts davon wußte. Das war am bequemsten und, wie sie mit einem innerlichen Seufzer sich sagte, das einzige, was ihr zu tun übrig blieb. Natürlich wurde davon geredet, auch in ihrer Gegenwart. Dann suchte sie einfach die Achseln und sagte mit unzerstörbarem Gleichmut: „Das ist eine Privatangelegenheit meines Sohnes; ich habe ihn in voller Freiheit erzogen, er hat sich seine eigene Religion gewählt. Das war sein Recht, er hätte ebenso gut Jude, Mohammedaner oder Buddhist werden können.“

So standen sie da im Höhepunkt der Ehre und des Ansehens, die Amerikanerin und ihr Sohn; durch ihre Energie und ihren Scharfsinn hatte Frau van Wieringdaele sich nicht nur eine glänzende Stellung erworben, sondern auch die allgemeine Achtung errungen. Man wußte wenig oder nichts von ihr, als sie unbekannt und ohne Mittel aus Amerika ankam; nun hatte man sie kennen gelernt und wußte, was sie vermochte, und man konnte auch berechnen, wie der Sohn sein würde, der die Erziehung einer solchen Mutter genossen hatte.

Das Festmahl war glänzend, die Weine hochfein und Gastherr und Gastfrau von der größten Zuvorkommenheit. Es herrschte ein angenehmer Ton an der Tafel. Niemand hätte je gedacht, daß Frau van Wieringdaele es den Gästen so behaglich zu machen verstände.

Das Dessert war aufgetragen, und nun wurde man aufgefordert, sich zu erheben, da die Pächter draußen der Frau des Hauses und dem jungen Herrn eine Überraschung zugebracht hatten.

Man stellte sich auf der Treppe auf und der älteste Pächter hielt eine Rede, an deren Schluß er den jungen Herrn van Wieringdaele begeistert hoch leben ließ.

Im nämlichen Augenblick blitzte jenseits des Kanales ein riesiges Bivat in feurigen Buchstaben auf, begleitet von Raketen, Pfeilen, Sonnen, die hoch in der Luft in tausend Farben auseinanderplatzten.

Die Wirkung war großartig und wundervoll; ein Fanfarenkorps ließ schmetternde Töne vernehmen, das Jauchzen und Jubeln schien kein Ende nehmen zu wollen. Auf der Treppe stand stolz und glücklich die Douairiere, sich auf den Arm ihres Sohnes stützend.

In einer kurzen Ansprache dankte der junge Herr allen, die ihn an diesem Tage so freudig überrascht hatten, allen, die an seiner Festfreude teilnahmen, aber ganz besonders gereichte es ihm zur höchsten Befriedigung, hier öffentlich eine Schuld der Dankbarkeit zu entrichten, derjenigen seinen Dank abzustatten, welcher er nächst Gott all sein Glück zu verdanken hatte, seiner lieben Mutter, die, ob schon selbst eine Fremde, ihn zu einem Sohn der Niederlande, zu einem Bürger dieser

Stadt gemacht habe, die ihre eigenen Bürgerrechte in so glänzender Weise durch mehr als weibliche Arbeit und treue Pflichterfüllung sich verdient habe. Er werde sich bestreben, ein guter Herr und würdiger Bürger zu werden, aber wenn je etwas in ihm zu schätzen sei, dann habe er es an erster Stelle dem guten Beispiel und den Lehren seiner hochgeschätzten Mutter zu danken, und darum schlage er jetzt vor, ihr ein dreifaches donnerndes Hoch zu bringen.

Wieder schmetteten die Fanfaren, wieder stiegen die Pfeile und Raketen zischend empor, einen Regen von Rubinen, Smaragden und Saphiren um sich streuend, und unter fröhlichem Jubel und dem Schwenken der Hüte klang es überall: „Es lebe unsere Herrin!“

„Sie ist euere Herrin nicht, — sie ist eine Betrügerin! Der junge Mann da hat ebensovienig ein Recht auf dieses Besitztum, als einer von euch!“ so ließ sich plötzlich eine gellende Stimme vernehmen.

Beim Lichte des Feuerwerkes sah man einen Mann mit wirren Haaren, langem Bart und schäbigen Kleidern, der seinen zerknitterten Hut schwenkte und sich mit so lauter Stimme, als es nur möglich war, verständlich zu machen suchte.

Man suchte ihn zu beruhigen, aber mit seinen kräftigen Armen und Fäusten bahnte er sich einen Weg bis unmittelbar an die Treppe und rief, daß alle es hören konnten:

„Ich bin es, ich, der rechtmäßige Eigentümer dieses Gutes, der es ihr ins Gesicht sagt! Ich, Hermann van Wieringdaele, werde beweisen, was ich sage! Er ist kein Wieringdaele, er ist ein spanisches Kind! Sein Name ist Juan Fernandez und nicht Gottfried van Wieringdaele. Der ist längst tot! — Lüge ich oder spreche ich die Wahrheit, elendes Weib?“

„Der Mann ist betrunken, irrsinnig!“ sagte Frau van Wieringdaele, leichenblaß geworden und sich bleischwer auf den Arm ihres Sohnes stützend, — „schafft ihn fort!“

Gottfried neigte sich über die Brüstung.

„Ich glaube gar nicht, daß es Hermann ist; der ist ja in Amerika! Es ist gewiß ein Verrückter!“ Und er sah nach Polizei aus, die sich nicht blicken ließ.

Hermann stand inzwischen da und raste wie ein Tobfuch-

tiger. Ein paar kräftige Männer ergriffen ihn und führten ihn trotz seines verzweifeltsten Widerstandes und seines Schreiens und Lärmens vom Plage.

„Ich werde mir Recht verschaffen, ich gehe zum König!“ hörte man ihn brüllen. „Das wäre eine Schmach und Schande, einen niederländischen Untertanen von solchen elenden amerikanischen Betrügnern ins Elend bringen zu lassen! Aber es wird noch Recht gesprochen in Holland! — Er ist kein Bieringdaele, ich allein bin es, und sie fanden mich mit Almosen ab und ließen meine Frau Hungers sterben. Ist das nicht himmelschreiend? — Laßt mich los, laßt mich los! Ich allein habe hier zu befehlen.“

„Wir wollen hineingehen,“ sagte Gottfried, peinlich berührt, — „der Mann ist mit uns verwandt, und es tut mir leid, ihn in einem solchen Zustand zu sehen. Morgen, wenn er sich beruhigt hat, werde ich mit ihm reden und ihm, soviel wie möglich, zu helfen suchen.“ Dann wendete er sich an Arnold Holm und flüsterte ihm zu: „Sieh mal zu, bitte, wo sie ihn unterbringen! Am liebsten wäre es mir in einem der Nebengebäude über der Remise, wo wir ein ordentliches Zimmer haben. Kannst du ihm ein beruhigendes Mittel geben?“

„Ist das der Vater von Fräulein Nooschen, die bei den Jochems wohnt?“

„Ja, und von Antoinette. Es ist sehr traurig; der Mann scheint ganz verlottert zu sein. — Wenn du es für besser hältst, ihn nach Meeringen zu bringen, etwa in das Hospital, so lasse irgend einen Wagen vorfahren, ich gebe dir alle Vollmacht.“

Die Gäste begaben sich wieder zu Tisch. Die Pächter und Musikanten draußen wurden ordentlich regaliert; — aber wie viel Mühe jeder sich auch geben mochte, die fröhliche Stimmung war vergangen.

Frau van Bieringdaele war ebenso freundlich und mittheilhaft als vorher; sie sprach von ihrem Better und dessen Familie mit vielem Mitleid und gedachte seiner verstorbenen Frau, deren man sich in Meeringen wohl noch erinnern werde, mit großer Achtung und Sympathie, aber den rechten Ton wußte sie nicht mehr anzuschlagen.

Gottfried stand sichtlich noch mehr unter dem Eindruck des Vorgefallenen; es ging ihm sehr nahe, Antoinettens Vater in solchem Zustande zu sehen. Die Worte selbst hatte er kaum verstanden, ebensowenig als die Gäste; alle hielten sie für das Geschwätz eines Betrunknen.

Eine Stunde darauf kam Holm zurück und flüsterte seinem Freund ins Ohr, daß Wieringdaele nichts fehle; er habe nur einen schlimmen Rausch und sei einstweilen im Hospital untergebracht. Im Vorbeigehen habe er eben bei der Familie Jochems vorgesprochen, damit diese das Vorgefallene nicht von anderen hören sollte, aber sie wüßten schon alles und Fräulein Rooschen habe bitter geweint. Er habe noch die Gelegenheit wahrgenommen, ihr die Hand zu drücken und sie dahin zu beruhigen, daß die Sache für ihren Vater gar keine schlimmen Folgen haben würde; er sei aufgeregt und heftig gewesen, morgen werde es vorüber sein.

Arnold Holm, der sich seit einigen Wochen in Meeringen als Arzt niedergelassen hatte, hegte eine besondere Sympathie für Fräulein Rooschen, die er bei den jungen Jochems als hübsch herangewachsenen Mädchen kennen gelernt hatte. Er bedauerte sehr, daß Frau van Wieringdaele mit der Familie gebrochen hatte; er hätte das Mädchen gern als Tischnachbarin gehabt, denn keine der anwesenden jungen Damen fand er gleich hübsch und liebenswürdig. — Es ist auch unverzeihlich, daß wir keine von der Familie eingeladen haben, dachte Gottfried, — ich hätte darauf dringen sollen, da ich Hermann in Amerika wohl geborgen glaubte. Es ist aber vielleicht besser, wenn ich Antoinette nicht mehr sehe.

Das Fest verlief ohne weitere Störung. Die Gäste waren in hohem Maße befriedigt und hatten den unangenehmen Zwischenfall fast ganz vergessen; jeder hat wohl irgend ein rändiges Schaf in der Familie, das ihn gerade zur allerungelegensten Stunde belästigt.

Als alle fort waren, wünschte Gottfried seiner Mutter gute Nacht und erkundigte sich noch einmal besorgt, ob sie sich von dem Schrecken ganz erholt habe.

„Ich denke nicht mehr daran,“ entgegnete sie leichthin, — „der arme Mann dauert mich und seine Kinder noch mehr!“

„Hast du seine Worte verstanden?“

Jedes Wort hatte sich wie mit glühendem Eisen in ihre Seele gebrannt, aber doch antwortete sie scheinbar unbefangen:

„Nicht sehr deutlich, und du?“

„Den Sinn wohl: daß ich kein Recht hätte auf dieses Besitztum und eigentlich ein anderer sei — Juan Fernandez. So hieß ja mein kleiner Stiefbruder?“

„Ja, mein ältester Sohn!“ Und sie seufzte.

„Wie kommt er zu dem Namen?“

„Er hat ihn vielleicht in Amerika gehört“, erwiderte die Mutter spottend.

„O, in dem großen Amerika haben sie wohl anderes zu tun, als sich mit unseren Angelegenheiten zu beschäftigen. Nun, gute Nacht, theure Mutter! Es war ein herrlicher Tag trotz jener Geschichte, ein echter Ehrentag für dich!“

Kaum befand sich Frau van Wieringdaele allein in ihrem Zimmer, als sie auf einem Divan niedersank. Die Maske fiel von ihrem Gesicht, — man sah jetzt nur die verzerrten, blassen Züge und einen ängstlich scheuen Blick in ihren sonst so kalten, scharfen Augen.

„Er weiß alles, der Mensch! Aber er hat keine Beweise, er kann sie nicht haben. Alles ist verjährt und Gottfried wird auch einsehen, selbst wenn er ihm glauben sollte, daß es nur einen Weg, nur ein Mittel gibt — schweigen, schweigen auf ewig!“

Am folgenden Morgen machte Gottfried einen Spaziergang nach Meerzingen; unterwegs mußte er unwillkürlich an seinen seit Jahren verstorbenen kleinen Bruder denken. Nie sprach seine Mutter davon; die Erinnerung war ganz verblaßt, nur wie aus weitester Ferne schwebte ihm etwas vor wie von rohen Worten und Schlägen, von einem heftigen Schrecken, von Tod und Begräbniß, alles wirr durcheinander gemischt; er hatte mit einem Kinde gespielt, aber er wußte nicht mehr, ob es älter oder jünger war. Er war immer ein kräftiger Knabe gewesen, aber sein spanisches Stiefbrüderchen war schwach und kränklich und sie waren ungefähr von gleicher Größe gewesen.

Wie niedrig war es von Hermann, solch ein Märchen

zu erdichten von seiner Mutter, die ihn doch immer mit Wohlthaten überhäuft hatte; aber anderseits war es auch sehr hart für jemanden, der, wie Hermann, stets in Geldverlegenheiten sich befand, durch das plötzliche Erscheinen von zwei Fremden eines Erbtheiles beraubt zu werden, das er schon ganz als sein eigen betrachtete.

Und der Mann war unzurechnungsfähig gewesen; er wollte heute mit ihm reden, ihm das Unpassende seines Betragens vorhalten und ihm seine Unterstützung zusagen, unter der Bedingung, daß er sich fortan anständig aufführe. Er war ja der Vater des Mädchens, welches er so überaus hoch schätzte, ein Grund, der selbstverständlich schwer ins Gewicht fallen mußte.

Er sprach eben bei Arnold vor, der gerade im Begriffe stand, seine paar Besuche zu machen, und begleitete ihn zum Hospital. Auf seine Frage an den Doktor, wie es dem Kranken gehe, erhielt er die Antwort, daß dieser gut geschlafen habe und sich frisch und wohl fühle. Er wisse, wo er sich befinde, und verlange, entlassen zu werden.

„Ich habe ihm hier Aufnahme verschafft, indem ich angab, er sei von einem Nervenanschall getroffen,“ flüsterte Arnold seinem Freund ins Ohr, — „sonst hätte man ihn im Polizeigewahrsam untergebracht. Ich will einmal sehen, wie es ihm geht, und wenn er ganz normal ist, schicke ich ihn zu dir ins Sprechzimmer; dort kannst du ganz ungestört mit ihm reden und ihm den Standpunkt klar machen.“

Hermann hatte seinen Rausch ausgeschlafen und war wieder vollkommen hergestellt. Alles, was gestern vorgefallen war, stand ihm wie ein verworrener Traum vor dem Geiste. In der letzten Zeit hatte er sich mehr und mehr dem Trunke ergeben; schon während seiner schlimmen Tage in Amerika hatte er öfters im Whisky, dessen Stärke er anfangs nicht kannte, seinen Trost gesucht. Während seiner Heimreise auf einem unansehnlichen Dampfer, dessen Besatzung und Passagiere auf gleich niedriger Stufe standen, war er immer tiefer gesunken und schließlich so weit gekommen, daß er ohne das Reiz- und Betäubungsmittel des Alkohols nicht mehr zu leben vermochte. Seinen Plan, die Betrüger zu entlarven, hatte

er indes keinen Augenblick aus dem Auge verloren. Ohne sich nach seinen Kindern umzusehen, war er zuerst nach Meeringen gereist und hatte dortselbst alles von dem großen Fest auf Baartsicht erfüllt gefunden. Von allem, was er sah und hörte, in hohem Maße erregt, vergaß er ganz und gar seinen Plan, der Douairiere in listiger Weise nahezutreten und sie durch Drohungen einzuschüchtern. Er trank, um sich zu zerstreuen, dann um sich Mut einzusflößen, bis er schließlich toll wurde und beschloß, großes Aufsehen zu erregen und sich dadurch stehenden Fußes Recht zu verschaffen.

Er war sehr erstaunt, sich jetzt zwischen vier Mauern zu befinden, und erst allmählich kam er zum Bewußtsein seiner Lage. Nichts war ihm klar, als daß durch seine Tollheit alles so gut wie verloren war, daß er seine besten Karten ausgespielt hatte und jetzt gefangen und unschädlich gemacht worden war.

Was würde Sabine sagen, die ihm so genau seine Verhaltungsmaßregeln vorgezeichnet hatte? Er durfte nicht mehr wagen, ihr unter die Augen zu treten.

In dieser Stimmung fand ihn der Doktor; er bestätigte seine Genesung, aber er mahnte ihn zur Vorsicht, da sein Körper dem übermäßigen Genuß von Alkohol nicht gewachsen sei. Er riet ihm, sich hier noch ein paar Tage auszuruhen, ohne ihm indes Zwang auferlegen zu wollen; unten wartete sein Vetter, der sich mit ihm zu besprechen wünschte.

Ein Lichtstrahl blitzte in Hermanns halberloschenen Augen auf. Sein Vetter wünschte mit ihm zu reden: dann hatte er gestern doch vielleicht ganz unbewußt die richtige Saite getroffen, sie wußten um sein kostbares Geheimniß und wollten es ihm ablaufen. — Es war nichts verloren; es galt jetzt nur, auf der Hut zu sein und sich nicht übertölpeln zu lassen.

Bald standen die beiden Männer einander im Spechzimmerchen gegenüber.

„Wie geht es, Vetter Hermann?“ fragte Gottfried freundlich, ihm die Hand reichend; — „besser als gestern?“

Aufgepaßt! dachte Hermann, — er will mich als Freund behandeln — ich ziehe mich zurück.

„Danke für die gütige Nachfrage,“ sagte er dann stocksteif

und die dargebotene Hand übersehend, — „der Unfall kam mir sehr ungelegen. Ich habe mich zu Worten hinreißen lassen —“

„O, beruhigen Sie sich nur; meine Mutter und ich wissen kaum, was Sie gesagt haben. Das ist vergessen und vergeben.“

Alle guten Vorsätze, ruhig zu bleiben, vergingen in Rauch; Hermanns Blut begann zu kochen. Es war ja sehr leicht, die Sache so aufzufassen; aber er war auch noch da, er, Hermann van Wieringdaele, und er würde es ganz gewiß nicht dabei lassen.

„Ach so; das mag wohl sein. Sie mögen es vergessen und Ihre Frau Mutter, aber ich nicht, bei allen Teufeln!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich bleibe bei dem, was ich gestern abends gesagt habe, und werde es in Gegenwart jenes stolzen Weibes wiederholen.“

„Ich ersuche Sie, Herr van Wieringdaele,“ sagte Gottfried in hohem Tone, „sich gefälligst erinnern zu wollen, daß Sie von meiner Mutter reden, — ich kann einen solchen Ton nicht dulden.“

„Ha! ha! Ihre Mutter! Ein nettes Mütterchen das, will ich meinen, aber weiter auch nichts!“

Gottfried machte einen Schritt zu der Thür, er mußte sich Mühe geben, seine Ruhe zu bewahren.

„Sie sind nicht in normaler Verfassung, mein Herr!“ sagte er, „daher lege ich Ihren Worten kein weiteres Gewicht bei! Ich kam mit der besten Absicht; nun ich großjährig bin und daher die freie Verfügung über mein Vermögen habe, wollte ich für Ihre Zukunft sorgen.“

„Für meine Zukunft!“ grinste Hermann, indem er sich selbst wider die Thür stellte, — „mir wieder ein Almosen zuwerfen, wie Ihre Mutter es immer getan hat und gewiß noch tut, denn die armseligen tausend Gulden pro Jahr kommen gewiß von ihr, um mir den Mund zuzuschnüren. Aber ich tue es nicht mehr. Ich bin es meinen Kindern schuldig, die volle Wahrheit ans Licht zu bringen, und ich will mein Recht erkämpfen um jeden Preis!“

„Aber bleiben Sie doch ruhig, Vetter! Ich will Ihnen ja helfen, ich verspreche es Ihnen!“

„Es ist von Wollen keine Rede, nur von Müssen, verstanden? Keinen Pfennig von all dem Geld Wieringdaeles kommt Ihnen zu; Sie sind nicht der Sohn meines Veters Alexander. Der ist als Kind kurz nach seinem Vater gestorben; Sie sind ihr Ältester, der Sohn jenes spanischen Musiklehrers Miguel Fernandez. Sie hat es sehr schlau angelegt; unmittelbar nach dem Tode ihres kleinen Bruders hat sie Philadelphia verlassen und sich nach New York begeben. Wer kann nun wissen, von welchem Kinde sie den Tod angemeldet hat, von dem älteren oder dem jüngeren? In den ersten Jahren war der Unterschied wenig bemerkbar, aber jetzt sind Sie sechs- undzwanzig und keine dreiundzwanzig.“

„Das ist leicht zu behaupten, aber schwer zu beweisen.“

„Das ist richtig. Wenn ich es beweisen könnte, so würde ich mich nicht hier mit Ihnen herumstreiten; dann wäre ich schon längst zu Gericht gegangen und hätte Ihre Mutter als Lügnerin und Betrügerin angeklagt, denn ich glaube, daß Sie unschuldig sind, daß sie zu schlau gewesen ist, um Sie ins Vertrauen zu ziehen.“

Ein wunderliches Gefühl überkam Gottfried. Es war, als wenn er seine eigene Persönlichkeit abstreifte; als wenn er plötzlich ein anderer würde. Allerlei kleine Vorfälle, halbvergesene Worte tauchten wieder vor ihm auf; ihren inneren Zusammenhang mußte er noch erforschen, aber sie drängten sich ihm mit Gewalt auf, als wenn sie laut seine Aufmerksamkeit und Theilnahme herausforderten.

„Sehen Sie doch Ihr eigenes Gesicht! Ist das nicht der beste Beweis? Sehen Sie aus wie ein Wieringdaele oder wie ein Spanier? Sehen Sie mich an und meinen Sohn Biet, wir sind ganz und gar Wieringdaeles; aber Sie mit Ihren schwarzen Haaren und schwarzen Augen, Sie sind Ihrem Vater ganz genau ähnlich — da habe ich ja sein Porträt.“

Er zog ein schmieriges Taschentuch hervor.

„Hier blicken Sie her! Sie bekommen es nicht in die Hände, es ist mein einziges Beweisstück; ich will jeden fragen, ob das nicht Ihnen, dem sogenannten Wieringdaele, gleicht wie ein Tropfen Wasser dem andern. Fragen Sie Ihre Mutter nur, wenn Sie es wissen wollen.“

Gottfried sah das Bild wie durch einen Nebel, aber was er auf der verblaßten Photographie sah, war genug, um das Blut in seinen Adern gerinnen zu lassen. Ein anderer Gedanke überwältigte ihn zugleich und machte ihn so schwindelig, daß er eine Stütze suchen mußte.

Sein Vater war ein Spanier, also gewiß katholisch. Er war es ohne Zweifel ebenfalls gewesen in seinen Kinderjahren; daher jene Erinnerung, daher jener fast unwiderstehliche Drang, der ihn zu der Kirche seines Vaters zurückgeführt hatte.

„Nun, was sagen Sie dazu? Ist jene Ähnlichkeit nicht mehr als zufällig? Bitte, tun Sie mir den Gefallen und reden Sie mit Ihrer Mutter darüber! Ich hasse jeden Skandal; ich weiß auch, daß nach so vielen Jahren nichts mehr zu beweisen ist, selbst wenn man die Leiche des Kleinen ausgraben würde. Ich will daher wohl an einen Ausgleich herantreten; wenn Ihre Mutter mit mir unterhandeln und annehmbare Bedingungen eingehen will, dann schweige ich wie das Grab, sonst werdet Ihr noch manches von mir hören müssen. Ich will mein Recht, selbst wenn kein Pfennig dabei herauskommen sollte. Wenn sie nur in den Augen aller anständigen Menschen gerichtet ist, so bin ich zufrieden. Sie wissen jetzt, wie die Sache steht, — also wählen Sie.“

„Lassen Sie mich hinaus, ich muß Gewißheit haben!“ sagte Gottfried, — „und bei dem Andenken meines Vaters, wie er auch heißen möge, schwöre ich feierlich, Sie werden zu Ihrem Rechte kommen, was es mich auch kosten möge!“

„Das ist ein Manneswort, und wenn Sie auch kein Wieringdaele sind, Sie wären wert, es zu sein! Kommen Sie, wir wollen beide gehen. Es macht einen guten Eindruck, wenn die Leute uns zusammen sehen; vielleicht haben Sie eine Kleinigkeit bei sich, denn ich bin augenblicklich schlecht bei Kasse.“

Gottfried gab ihm ein Goldstück, das er annahm wie etwas, das ihm zukam.

Sie gingen zusammen fort; der Portier entließ sie, und schweigend schritten sie auf der Straße nebeneinander. Gottfrieds Kehle war wie zugeschnürt. Eine bange Ahnung von allerlei

schrecklichen Dingen quälte ihn; er fand es zwar töricht, daß er so viel auf die Worte eines halben Narren gab, aber was konnte es ändern? Das Porträt verfolgte ihn überall mit seinen eigenen Erinnerungen und Wahrnehmungen; konnte es sein, daß seine Mutter sich einen solchen Betrug hatte zuschulden kommen lassen? Nein! dachte er im ersten Augenblick, — dazu ist sie ja zu gut und zu edel. Aber gleich darauf fragte er sich zägend, was er denn eigentlich von seiner Mutter wußte? Sie war eine durchaus praktische Frau, und die irdischen Güter standen bei ihr am höchsten angeschrieben. Es hatte ihn oft peinlich berührt, bei ihr eine völlige Abwesenheit religiösen Sinnes zu sehen. Andere Ideale besaß sie auch nicht. Selbst zärtliche Mutterliebe hatte er nie erfahren; immer hielt sie sich in einer gewissen Entfernung von ihm. Ihre Seele war für ihn ein verschlossenes großes Buch, so wie ihr ganzes früheres Leben.

Nun hatte er das Recht, sie zu bitten, ihm dieses Buch zu erschließen; es war eine schwere, harte Aufgabe, aber er mußte sie erfüllen.

Sobald er es anständigerweise tun konnte, machte er sich von seinem Quälgeist los und schlug den Weg nach Baart-sicht ein.

Hermann bedachte sich einen Augenblick. Er fühlte sich wieder sehr matt und kraftlos, der Tee im Hospital war sehr dünn gewesen; seine Kehle war trocken und die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er würde heute noch einen schweren Streit zu bestehen haben. Er wollte zu Jochems gehen; daß Rooschen zufällig dort war, das wußte er nicht. Auf jeden Fall würde er dort etwas von seinen Kindern erfahren; aber es war noch zu früh. Er mußte dort die Sache näher besprechen, und das würde unmöglich gehen ohne vorherige Herzstärkung.

Er trat daher in das erste beste Kaffeehaus, zog sein Goldstück hervor und ließ sich ein Gläschen Cognak geben. Als ihm der Cognak nicht kräftig genug schien, ließ er einen „klaren“ und noch einen zweiten darauf folgen. Er fühlte sich jetzt weit besser, und nachdem er bezahlt und dem Büfettmädchen ein ordentliches Trinkgeld gegeben hatte, suchte er die Thür zu gewinnen. Er ging schwer und schwankte ein

wenig. Draußen blendete ihn die Sonne; er fuhr mit der Hand über die Augen, da wurde alles gelb und grün um ihn her. Ein Schwindel erfaßte ihn; es war, als wenn der Boden unter seinen Füßen verschwände. Befand er sich noch auf dem Wasser? Alles ging auf und nieder, himmelhoch, abgrundtief, so hatte das Schiff nie gestoßen — da stürzte er und schlug mit einem schweren Fall auf das Straßenpflaster nieder.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Frau van Wieringdaele saß vor ihrem Schreibtisch, den sie für ihren Sohn in Ordnung brachte. Sie nahm ihre Dokumente heraus, zerriß alle wertlosen Briefe und Papiere, leerte die Schubladen und hatte, weil sie meinte, an diesem Morgen nicht gestört zu werden, nicht einmal daran gedacht, die Tür zu schließen. Zu ihrer Linken lagen die Erinnerungen an ihre erste Ehe, das Porträt, das Gebetbuch, der Rosenkranz. Mit den Briefen war sie endlich fertig und hatte die letzten Papiere setzen in den Korb fallen lassen. — „Ich muß jene Dinge auch vernichten und die letzte Brücke, die zur Vergangenheit führt, abbrechen“, sagte sie für sich.

„Mutter!“

Erschrocken blickte sie sich um und sah ihren Sohn mit bleichem, verstörtem Antlitz an der Schwelle stehen.

„Geoffrey, was gibt es?“ fragte sie erstaunt.

„O Mutter, sage mir alles! — Es ist doch nicht wahr, was jener Mann behauptet?“

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Ist das dein Dank für meine Sorgen, daß du am Tage nach deiner Mündigkeitserklärung mich auf diese Weise zur Verantwortung ziehst? Willst du ihm mehr Glauben schenken als mir, so kann ich es nicht ändern. Ich lasse mich von meinem Sohn nicht ausfragen wie ein Angeklagter vom Richter!“

„Es ist also nicht wahr, und ich bin wirklich der Sohn Alexanders van Wieringdaele?“

Ein verächtliches Lächeln spielte um ihre Mundwinkel.

„Und welchen Sohn wolltest du denn sonst sein?“

„Der Sohn deines ersten Gatten, Miguel Fernandez.“

Sie wandte sich mit geringschätziger Miene ab:

„Lächerlich, — die fixe Idee eines Menschen, der am Delirium leidet!“

„Darf ich bestimmt glauben, daß es so ist, daß jene Ähnlichkeit zwischen Fernandez und mir eine ganz zufällige ist? Aber woher denn jene ganz unerklärlichen Eindrücke in meiner Seele? — O Mutter, ich will nichts lieber glauben, als daß jener Mann Unsinn schwätzt, aber ich kann mir nicht helfen, der Zweifel will nicht von mir weichen.“

„So zieh meine Worte, meine Ehre in Zweifel! Eine Betrügerin bin ich in deinen Augen wie in den Augen jenes erbärmlichen Trunkenboldes! — O, es ist nicht schön von dir, Gottfried, mich jetzt so tief zu erniedrigen, nachdem du mich gestern so hoch erhoben hast.“

Gottfried wollte antworten, seine Mutter beruhigen, sie um Verzeihung bitten, als plötzlich sein Auge auf den Rosenkranz fiel, einen Gegenstand, den er zum wenigsten auf dem Schreibtisch seiner Mutter erwartet hatte, und durch den Rosenkranz wurde seine Aufmerksamkeit wie von selbst auf das Gebetbuch und das Etui gelenkt.

Er nahm fast mechanisch die Sachen in die Hand und seine Gedanken wurden einen Augenblick von dem peinlichen Gespräch abgezogen.

„Gib her!“ rief plötzlich seine Mutter, mit einem Ausdruck des Entsetzens und der Wut vor ihm stehend.

Er prallte unwillkürlich vor ihrem Aussehen zurück; aber zu gleicher Zeit nahm seine Miene einen ruhigen und entschlossenen Ausdruck an.

„Mutter,“ sagte er, „ich vermute, daß mir hier die Antwort auf meine Fragen gegeben wird; es liegt mir alles daran, jenen schrecklichen Zweifel zu bannen; gestatte mir daher, einen Blick hineinzuworfen.“

„Nein, nein!“ schrie sie, außer sich vor Angst. „Du hast nicht das Recht, dich in meine Geheimnisse zu drängen; das sind ganz andere Dinge, die dich nichts angehen. Gib her, Gottfried! Es ist unbescheiden, schändlich unbescheiden von dir!“

Aber ohne sich an ihre Bitten und Vorwürfe zu stören, öffnete Gottfried das Etui, und er sah die nämlichen Züge in voller Frische und Kraft, die ihn auf Hermanns vergilbtem Porträt kurz vorher so sehr überrascht hatten. Noch viel mehr fiel ihm jetzt diese Ähnlichkeit auf.

„Ist das dein erster Mann?“ fragte er.

Sie antwortete ihm nicht; zitternd vor Zorn hatte sie sich von ihm abgewendet.

Dann öffnete er das Gebetbuch und las die wenigen Zeilen, von seinem Vater als Bräutigam geschrieben.

Eine eigenthümliche Rührung überkam ihn; er bildete sich ein, seinen Vater zu sehen, der ihn wieder gefunden hatte und ihm von jenseits des Grabes die Hand reichte. Zum ersten Male fühlte er, daß es einen gab, der ihn liebte, so wie er geliebt zu werden wünschte; das Gefühl der Verlassenheit, das ihn so oft, selbst in Gegenwart seiner Mutter, überkommen hatte, verließ ihn ganz; die zartesten Saiten seiner Seele erklangen, seine Augen wurden feucht, während sie sich in die schönen, männlichen Züge, die edle Handschrift seines Vaters versenkten.

„O Vater! Du hast mich gerufen aus der Finsterniß des Unglaubens zu den ewigen Höhen, wo das göttliche Licht erstrahlt, das seit vielen Jahren dein Theil ist!“ flüsterte er, indem er plötzlich laut schluchzend das Haupt senkte und seine Lippen an das Porträt drückte.

Als sie ihn hörte, blickte Frau van Wieringdaele unwillkürlich zu ihm hinüber.

„Mutter!“ rief er mit einem vorwurfsvollen Blick aus seinen mit Tränen beneigten Augen, — „wie durfst du mich eines solchen Vaters berauben?“

Und zum ersten Male in ihrem Leben schämte sie sich vor ihrem Sohn; er sah sie an, wie einst Miguel sie angeblickt hatte auf seinem Sterbebette, als er sie ansah und sie schwören ließ, ihr Kind zu einem braven Menschen und zu einem guten Christen zu erziehen.

„Ich weiß jetzt alles, Mutter,“ fuhr er fort, — „ich mache dir keine Vorwürfe, aber das Unrecht muß wieder gut gemacht werden.“

Nun richtete sie stolz den Kopf auf.

„Und deshalb willst du mich in den Staub erniedrigen? Ist das deine Dankbarkeit? — Wenn ich eine Schuld auf mich geladen habe, so war es nur deinetwegen.“

„Mutter!“ sagte Gottfried, „ich habe nachgedacht.“ Sie antwortete nicht, sondern sah ihn fragend, vor heimlicher Angst zitternd, an. — „Ja, Mutter! Und wie ich die Sache auch von allen Seiten geprüft habe, mir bleibt nur ein Weg übrig: die Rückgabe des unrechtmäßigen Besitzes an die rechtmäßigen Erben.“

Sie zwang sich gewaltsam zur Ruhe; sie preßte die Finger zusammen, als wenn sie brechen sollten, ihre Lippen zuckten krampfhaft, bis sie endlich mühsam die Worte hervorbrachte:

„Aber hast du denn wohl bedacht, daß du, wenn du kein Gottfried van Wieringdaele bist, nichts mehr bist, daß du keinen Namen, keine bürgerlichen Rechte, nichts mehr hast, denn Juan Fernandez ist vor dem Gesetze tot und begraben! Du kannst keinen Anspruch auf diesen Namen machen, ohne —“

„Ohne Schande über dein Haupt zu bringen — gewiß, Mutter, das habe ich längst eingesehen und bedacht! Und dazu werde ich mich natürlich niemals verstehen! Es gibt nur ein Mittel, um alles ohne Aufsehen den Erben zurückzugeben —“

„Und das wäre?“

„Wenn ich keinen Glauben hätte, brauchte ich nur ein Unglück beim Rudern oder Schwimmen zu haben, — und ich würde nicht mehr sein und jene würden meine Erben. Aber meine Religion verbietet mir den Selbstmord.“

„Aber ich wäre auch noch da als deine Erbin“, sagte sie mit erstickter Stimme.

„Ich würde ein Testament hinterlassen, das dir nur den gesetzlichen Teil meines Vermögens zusichert, und ich würde dir die Verpflichtung auferlegen, auch diesen Teil nach deinem Tode den Wieringdaeles zu vererben.“

Sie schlug die Augen nieder; er hatte ja das Recht, sie zu zwingen und ihr zu drohen.

„Aber da ich mir nicht den Tod geben darf, bleibt mir nichts übrig, als lebendig tot zu sein. Darum wollte ich dir vorschlagen, laßt uns von hier wegziehen in ein weit ent-

„legenes Land, wo niemand uns kennt, wo ich den Namen meines Vaters ungestört tragen kann. Ich werde für dich arbeiten, und mögen wir auch arm sein, unser Gewissen wird uns nichts vorzuwerfen haben. Man wird uns in Holland für tot halten und die Wieringdaeles treten wieder in ihre Rechte.“

„Arm also, ohne Namen, ohne Freunde willst du fortan dein Leben zubringen?“

„Kann ich anders handeln, Mutter?“

Sie senkte das Haupt wie vernichtet. Das war also das Ende ihrer fein gesponnenen List und ihrer Betrügereien!

„Gott meines Miguel, du hast gesiegt!“ kam es über ihre Lippen.

„Mutter,“ sagte er zärtlich, „siehst du nicht ein, daß unsere christliche, unsere menschliche Pflicht uns vorschreibt, so zu handeln?“

Nun richtete sie sich plötzlich auf und entgegnete heftig:

„Nein, ich sehe es nicht ein! Es wäre so einfach, alles beim Alten zu lassen! Du kannst die Kinder mit Geld und Gut überhäufen; aber glaubst du nicht, daß, wenn wir, oder vielmehr, wenn du Baartsicht verwaltest, es für alle besser sein wird, als wenn die Kinder das Erbe unter sich verteilen und das Geld verschleudern!“

„Das sind Truggründe, Mutter, die nichts zur Sache tun; das Recht muß seinen Lauf nehmen.“

„Das Recht ist verjährt. Was du tun willst, ist nichts als Torheit.“

„Glaubst du denn nicht, Mutter, daß jeder Wissen, den ich fortan hier essen werde, mir quer durch die Kehle gehen wird, nun ich weiß, daß andere darauf ein Recht haben? Schon zu lange hat der Betrug gedauert — ganz können wir ihn nicht wieder gut machen, umso besser wird es sein.“

„Aber gibt es denn kein anderes Mittel als dieses schreckliche, — keinen Vergleich?“

„Das Geheimnis würde dann offenbar werden, und das will ich um keinen Preis.“

„Um meinetwillen?“

„Ja, deinetwegen allein! Ich mache mein Testament; wir verreisen und kommen nie wieder zurück. Arnold Holm, der

Kooschen van Bieringdaele liebt und zur Frau begehrt, werde ich zu meinem Testamentsvollstrecker ernennen!“

„Alles verlassen, alles verlieren, — schrecklicher Gedanke!“

Frau van Bieringdaele saß da mit der Hand vor den Augen, ein Bild des bittersten Schmerzes.

„Mutter,“ sagte Gottfried mit innigem Mitleid, — „wenn du doch einsehen wolltest oder könntest, daß ich nicht anders handeln darf!“

Ein Gedanke blitzte in ihrem Hirne auf, der ihren erloschenen Augen neuen Glanz verlieh.

„Es gibt noch ein Mittel, uns zu retten, sowohl unsere Stellung als deinen Namen!“

„Und das wäre?“

„Jetzt sind zwischen dir und Antoinette alle Hindernisse fortgefallen. Du bist katholisch und nicht mit ihr verwandt; heirate sie und dann kannst du in Übereinstimmung mit ihr alles zu Gunsten der anderen vergeben.“

Er erhob sich und schritt im Zimmer auf und nieder; dann fuhr er mit der Hand über die Augen, als wollte er eine Vision verjagen.

„Nein, Mutter,“ sagte er dann tonlos, — „das darf ich auch nicht. Ich bin arm, kann ihr nichts bieten, während sie reich wird.“

„Und wenn du ihr alles sagst?“

„Auch dann nicht; ich weiß nicht, ob sie mich liebt, und ich kann von meiner Frau kein Almosen annehmen.“

„Es ist das letzte Auskunftsmittel.“

„Und ich kann, ich darf keinen Gebrauch davon machen. Du wirst dich an den Gedanken gewöhnen müssen, den ich eben ausgesprochen habe; es bleibt uns weiter nichts zu tun übrig. In einigen Tagen sprechen wir näher darüber.“

„In der Welt umherschweifen, nach Amerika auswandern, Mangel leiden, den Kampf um das tägliche Brot wieder aufnehmen! — O Gottfried! gebietet dir das auch deine Religion, eine Mutter, die dem Alter nahe ist, einer solchen Lage auszusetzen?“

Seine Züge nahmen den Ausdruck eines bitteren Kummers an.

„Und glaubst du, daß es mir nicht wehe tut, besonders deinetwegen? Aber das Unrecht muß gutgemacht und die Schuld muß gesühnt werden, und das kann allein auf diese Weise geschehen.“

Er ging, und in ohnmächtiger Wut blieb Frau van Wieringdaele zurück. Sie betrachtete die Möbel, die Tapeten, die Bilder und Gemälde, womit sie das Haus geschmückt hatte; sie schaute hinaus auf den Garten, auf die ausgedehnten Felder und Wälder: das alles sollte sie verlieren und verlassen, um einer unbekannten Zukunft entgegenzusehen! Ihr eigener Sohn, für den sie so viel geopfert, für dessen Wohl sie zu handeln geglaubt hatte, legte ihr diese furchtbar harte Strafe auf, und er selbst wurde fortan ein gebrochener, vernichteter Mann!

Wie konnte sich alles so ändern innerhalb so kurzer Zeit, grübelte Frau van Wieringdaele weiter. — Vor noch nicht vierzehn Tagen war hier das glänzende Fest, hatte sie ihren höchsten Triumph gefeiert. Wie wurde sie da bewundert und gepriesen von allen Gästen, besonders aber von ihrem Sohne, dessen Anerkennung für sie den größten Wert hatte! Mit wie viel Lust und Eifer hatte er sein neues Leben angetreten! Wie viel Pläne machte er, um in nützlicher Weise tätig zu sein!

Und nun war alles vorbei, — er machte sich selbst zum Bettler. Hatte sie ihn dafür so verständig, so praktisch, so vorurteilsfrei erzogen? Sein verstorbener Vater hatte mehr Einfluß auf ihn ausgeübt als sie; seine Seele war ihr unzugänglich, Miguel hatte sich ihrer bemächtigt. Er war es, der aus ihres Sohnes Mund sprach, der ihr diese schreckliche Buße auferlegte für das Brechen ihres Eides, für die Lüge, die Juan an die Stelle seines verstorbenen Brüderchens Gottfried gesetzt hatte.

Aber sie konnte sich seinem Willen nicht widersetzen, jenem eisernen Willen, dem sie sich wie ein widerstrebendes Kind hatte fügen müssen. Und wenn sie nicht wollte, so würde er allein fortgehen; anklagen würde er sie nicht, aber sie hatte ihren Sohn, ihr einziges Kind, auf immer verloren. Sie konnte von ihrem Erbteil leben, aber dann mußte sie, daß seine Verachtung auf ihr lastete, daß er jedes Band, das

ihn an die Betrügereien fesselte, zerreißen würde. Nein, es gab nirgends einen Ausweg.

Sie rannte im Zimmer auf und ab wie eine gefangene Löwin, die das Gitter ihres Käfigs zertrümmern möchte, es aber nicht vermag.

Kein Ausweg, keine Rettung!

Sich beugen, seine Verzeihung verdienen, seine Achtung gewinnen, — nein, es war ihr nicht möglich.

Ihr ganzes Sein war zu innig mit ihrer Umgebung verwachsen; sie hatte schon ganz vergessen, daß sie von Reichtümern zehrte, die ihr nicht auf ehrliche Weise zukamen. Bisweilen war sie daran erinnert worden durch Hermanns Anspielungen, aber ihre Bedenken wollte sie schon in Schlaf wiegen. Sie war keine Frau, die sich vor Gespenstern fürchtete. Wenn nur Gottfried nicht alles gewußt hätte und sich so unerbittlich zeigte!

Plötzlich blieb sie stehen; sie mußte etwas tun, das letzte Mittel versuchen.

Es ist hart, aber sie muß es wagen. Vielleicht kann das Erfolg haben, — es ist die letzte Rettungsplanke.

Sie kleidete sich an, ließ den Wagen vorfahren und gab den Befehl, zum Bahnhof zu fahren.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Antoinette war nach dem Begräbniß ihres Vaters so bald als möglich in ihren Wirkungskreis zurückgekehrt. In ihren äußeren Umständen war nichts verändert, im Herzen war sie tief bekümmert wegen des Todes ihres Vaters. Glücklicherweise hatte sie wenig Zeit, ihren trüben Gedanken nachzuhängen.

Eines Abends, während sie mit Schreiben und Rechnen beschäftigt war, kam der Chef zu ihr mit einem Brief in der Hand und der Meldung, daß eine Equipage vor der Thür ihrer harre, um sie zum Amstelhotel zu bringen, wo eine Frau van Wieringdaele sie zu sprechen wünsche. Diese Dame hatte sich direkt in höflichen Worten an den Chef gewandt, Fräulein Antoinette an diesem Abend frei zu geben. Antoinette war bei ihrem Vorgesetzten hoch angeschrieben wegen ihrer

treuen und gewissenhaften Pflichterfüllung, und als man nun in so vornehmer Weise sie abholen ließ, kam der Chef selbst, um ihr den gewünschten Urlaub zu bewilligen. Nicht recht begreifend, was ihre Cousine von ihr verlangen könnte, erhob sie sich, kleidete sich rasch um, stieg in den Wagen und fuhr fort.

Am Amstelhotel angelangt, wurde sie vom Portier in Empfang genommen und zu dem kleinen schönen Salon geführt, wo Gottfrieds Mutter sie erwartete und ihr mit großer Freundlichkeit entgegenkam.

„Ich bin so froh, dich wiederzusehen, Antoinette,“ so begann sie, „du weißt nicht, wie sehr ich dich entbehrt habe!“

Das Mädchen wußte nicht, was es erwidern sollte, denn Frau van Bieringdaele hatte sie ja doch selbst fortgeschickt.

„Wie du groß und stark geworden bist! — Armes Kind, du hast schwere Jahre durchgemacht, und jetzt wieder dieser Verlust unter so traurigen Umständen!“

Antoinette begann leise zu weinen; mit einer Herzlichkeit, die dem jungen Mädchen fremd war, hieß ihre Cousine sie neben sich auf das Sofa setzen, während sie ihre Hand umfaßt hielt.

Mit der größten Theilnahme erkundigte sie sich nach ihren Geschwistern und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß, obwohl sie sich ihres Vaters wegen von ihnen fern gehalten hatte, es ihnen doch nie an vorsorglicher Hilfe gefehlt habe.

„O, ich bin Ihnen sehr dankbar, gnädige Frau, denn ohne diese Hilfe hätten die Knaben nicht in der Anstalt bleiben können, und wie der arme Piet ohne Taschengeld fertig geworden wäre —“

Nun war die Reihe an Frau van Bieringdaele, das Mädchen verwundert anzublicken; sie wußte nichts, weder von Schul- noch von Taschengeld, aber sie beschloß, nicht weiter nachzuspüren, sondern mit dem zu beginnen, was ihr bleischwer auf der Seele lag.

„Du wirst gewiß erstaunt sein, daß ich dich rufen ließ, nicht wahr?“ fuhr sie in scheinbar leichtem Tone fort, — „und du wirst dich noch mehr wundern, wenn du hörst, daß von dem Ausgang unseres Gespräches die Zukunft meines Sohnes und auch, was für dich freilich von geringem Interesse ist, die meinige abhängt.“

Antoinette blickte zu ihr wie im Traume auf.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau!“

„Dann werde ich es dir verständlich machen; aber schwöre mir erst bei allem, was dir heilig ist, bei Gott, bei dem Andenken an deine Eltern, daß kein Wort von alledem, was zwischen uns verhandelt wird, je über deine Lippen kommen wird. Schwörst du mir das?“

„Ich gelobe es Ihnen!“

Sie blickte das Mädchen an, das so ruhig, so einfach und ohne Falsch neben ihr saß, und der Gedanke an das Bekenntniß, das sie abzulegen im Begriffe war, ließ sie heimlich zusammenschauern. Sie machte das Kind, auf welches sie immer von oben herabgesehen hatte, zum Richter über ihre Taten, sie gab ihm die Entscheidung über ihr und ihres Sohnes Los in die Hand.

Aber es war nicht zu ändern! Sobald Frau van Wieringdaele sich irgend ein Ziel klar vor Augen gestellt hatte, strebte sie ihm entgegen, ohne sich um die Hindernisse und Schwierigkeiten zu kümmern, die ihr den Weg versperren wollten. Es kam daher auch nicht darauf an, was sie dabei empfand oder was sie es kosten mochte. Antoinette mußte alles wissen, sie wollte es ihr daher mittheilen.

„Du weißt, was dein Vater am Tage vor seinem Tode gesagt hat, welche Beschuldigungen er wider mich zu richten wagte?“

„O gnädige Frau!“ bat Antoinette mit flehender Stimme, „verzeihen Sie ihm, der Tod sühnt so vieles!“

Antoinette hatte vor einigen Tagen einen Brief von Sabine empfangen, die natürlich noch nichts von dem Tode ihres Vaters wußte, worin diese ihr ausführlich alles mittheilte, was sie über Frau van Wieringdaeles Vergangenheit gehört hatte, sowie daß ihr Vater nach Holland zurückgekehrt war, um seine Rechte zur Geltung zu bringen. Auch ersuchte sie ihre Schwester, ihm nicht entgegen zu wirken, sondern ihm im Gegentheil soviel wie möglich beizustehen. Antoinette hatte jedoch diesem Brief und den darin enthaltenen Mittheilungen nicht den geringsten Wert beigemessen.

„Ich habe nichts zu verzeihen,“ sagte Frau van Wiering-

daele in festem, kurz entschlossenem Ton, — „was er behauptet hat und was niemand — außer einem einzigen — glauben wollte, ist die Wahrheit, die volle Wahrheit.“

„Frau van Wieringdaele!“ rief Antoinette heftig erschreckt und sich unwillkürlich ein wenig von ihr zurückziehend, — „das kann nicht sein, das ist nicht wahr!“

„Du kannst dich ruhig von mir wenden, wenn du mich für eine Diebin und Betrügerin hältst; was ich sage, ist die volle Wahrheit!“

Antoinette glaubte mit einer Wahnsinnigen zu tun zu haben und blickte sie fast mitleidig an.

„Gottfried heißt nicht van Wieringdaele, sondern Juan Fernandez; er ist mein ältester Sohn aus erster Ehe. Als nach dem Tode deines Vaters Alexander der kleine Gottfried starb, habe ich den Tod des älteren Kindes angegeben, weil ich wohl wußte, daß das andere einst auf die große Erbschaft seines Großvaters Anspruch würde machen können.“

Antoinette war stumm vor Erstaunen und Abscheu. Sie begriff in diesem Augenblick noch nicht so sehr die Größe des begangenen Verbrechens; vielmehr die ruhige Weise, in welcher die Amerikanerin das Bekenntnis ihrer schändlichen That ablegte, erfüllte sie mit weit größerem Entsetzen.

„So daß Sie eigentlich —“ brachte sie stammelnd hervor, „kein Recht auf die Erbschaft hatten.“

„Nein, als Witwe des jungen van Wieringdaele konnte ich nicht das Geringste beanspruchen; mein Sohn dagegen war, wenn er Gottfried van Wieringdaele hieß, der einzige rechtmäßige Erbe.“

„Und sonst?“

„Sonst wäre es nach dem Testament des alten Herrn dein Vater gewesen.“

Antoinette schwieg; sie sah ihren Vater stets tiefer sinken, die Familie in dem entwürdigenden Kampf mit Schulden und Armut, die Mutter unter der Last ihrer schweren Arbeit erliegen; sie sah sich selbst, wie sie das Brot der Dienstbarkeit aß bei jener Frau; wie ihre Geschwister in Mangel und Elend ihre Jugend verbrachten, — und das alles, weil jene, die verächtlich auf sie und die Ihrigen niederschaute, sie ihres

rechtmäßigen Erbes beraubt hatte! Nun begriff sie alles und wendete sich voll Abscheu von ihr.

„Aber das war schlecht gehandelt!“

„Danach habe ich nicht gefragt,“ entgegnete Frau van Wieringdaele achselzuckend, — „mein Sohn war mir näher als die Fremden. Ich bin meinem Ziele nachgegangen, ohne mich umzusehen.“

„Und Gottfried, weiß er es?“

„Ja, am Todestage deines Vaters hat er mir die Wahrheit entrungen.“

Beide schwiegen eine Weile; es war ein peinlich drückendes Schweigen, das die Douairiere zuerst brach, indem sie sagte:

„Er weiß es und hält es jetzt für seine Pflicht, das Unrecht wieder gut zu machen.“

Antoinettes Miene klärte sich auf:

„O, etwas anderes hatte ich nicht von ihm erwartet!“

„Er will von nichts anderem hören als von der Rückgabe des unrechtmäßigen Besitzes an die rechtmäßigen Eigentümer, und er bedenkt kaum, wie schwer, ja fast unmöglich dies ist, ohne mich dem Strafrichter auszuliefern.“ Ihre Stimme klang kalt und fast spöttisch wie früher; die Frau flößte Antoinette wirklich Angst ein. „Gottfried will das Land verlassen, lebendig unter die Toten gehen und dir und deinen Geschwistern alles abtreten.“

Antoinette blickte sie schweigend an, als wenn sie erwartete, daß sie weiter sprechen würde.

„Er will in die weite Welt gehen ohne Namen, ohne Geld, ohne alle Mittel.“

„Das ist edel von ihm, gerade wie ich es von ihm gedacht hätte“, sprach Antoinette mit Nachdruck.

Das Gesicht der Amerikanerin verzerrte sich schmerzlich; die Ruhe, die sie zur Schau getragen hatte, war eine Maske, die sie mit großer Mühe festhielt, um den Sturm der Leidenschaft, der in ihr wütete, zu verbergen.

„Du bist gerade so kalt und gleichgültig wie er. Ihr seid Sklaven der Pflicht, der unerbittlichen Pflicht. Ihr gehört zu einander!“ rief sie erbittert. „Kannst du ihn denn so in die Welt ziehen lassen, Antoinette, allein und verlassen;

kannst du ihn die herrliche Zukunft, die sich ihm aufthat, so mutwillig preisgeben sehen? Ist denn kein Funken von Zuneigung für ihn in deinem Herzen?"

„Gerade weil ich Gottfried so hoch achte, begreife ich, daß solch ein Los, wie schrecklich es auch sein mag, in seinen Augen dem längeren Genuß des ungerechten Besizes vorzuziehen ist!"

„Wie gut ihr einander versteht! Ihr seid wie für einander geschaffen, und deshalb komme ich also zu dir, Antoinette, in dieser äußersten Not. — Mein Sohn hat dich seit Jahren schon lieb; aber er sprach nie von dieser Liebe, weil er wohl wußte, daß du nie darein willigen würdest, seine Frau zu werden, weil er dein Better und nicht katholisch war. Nur deshalb habe ich dich fortgeschickt; ich ließ ihn frei in seiner Wahl, aber ich wollte nicht, daß deine Anwesenheit ihn abhalten sollte, eine andere Frau zu nehmen. Ich wußte, daß er von dir abgewiesen werden würde, aber jetzt sind alle Hindernisse fortgefallen, er ist katholisch und nicht mit dir verwandt. Willige also ein, ich bitte um deine Hand für meinen Sohn!"

Antoinette hatte sich von ihrem Staunen und Schrecken erholt und blickte sie fest und ruhig an.

„Ich kann Ihr Anerbieten dennoch nicht annehmen und seine Frau nicht werden.“

Der Douairiere war es, als wenn ihr Herz plötzlich stille stände, als wenn ein Abgrund sich vor ihren Füßen öffnete, der sie zu verschlingen drohte.

„Weshalb nicht, sprich!" rief sie mit wildem Blicke, mit kaltem, eisernem Griff ihre Hände umklammernd, — „warum kannst du meinen Sohn nicht nehmen? Hast du schon einem andern dein Wort gegeben?"

„Ja“, entgegnete Antoinette ruhig.

„Und kannst du es nicht zurücknehmen?"

„Nein,“ sagte sie kopfschüttelnd, — „ich gab es dem Herrn.“

„Was sagst du?“ fragte Frau van Wieringdaele. „Ich verstehe dich nicht!"

„Ich habe mir fest vorgenommen, sobald ich keine anderen

Pflichten zu erfüllen haben werde, Barmherzige Schwester zu werden.“

Wie vom Blitz getroffen starrte Frau van Wieringdale sie an.

„Das ist Unsinn, eine wahnwitzige Idee! Du kannst Gott besser dienen, wenn du eine Familie vom Untergange rettest, als wenn du dich in einem Kloster vergräbst. — Das ist Schwärmerci, elender Fanatismus! Du willst dich nur an mir rächen!“

„Nein, Frau van Wieringdale, seit Jahren schon, vielleicht von meiner frühesten Jugend an, war dies mein fester Voratz. Ich habe jedoch niemanden je etwas davon gesagt als meinem Beichtvater. Wenn die Kinder versorgt sind, lasse ich mich sofort ins Noviziat aufnehmen.“

„Und du weißt nicht einmal, ob du für das Klosterleben taugst, ob du es dort aushalten wirst.“

„Dann werde ich mich doch nicht verheiraten, denn ich habe —“

Sie schwieg. Frau van Wieringdale würde es ja doch nicht verstehen und nur darüber spotten.

„Wie kann ein Mädchen von zwanzig Jahren über ihre Zukunft entscheiden?“ rief sie heftig; aber in der Tiefe ihres Herzens hörte sie eine Stimme, die ihr sagte: Antoinette ist nicht wie andere Mädchen; wenn sie einen Entschluß faßt, ist es die Frucht langen Nachdenkens und ernster Selbsterforschung, und sie wird diesen Entschluß ausführen, mag es sie noch so viel kosten. „Du hast also nicht die mindeste Zuneigung zu meinem Sohne?“ fragte sie ratlos.

„Ich schätze Gottfried sehr hoch als Freund, als Bruder vielleicht; aber nie habe ich in ihm etwas anderes gesehen und auch nie geahnt, daß er mir in anderer Weise zugetan sein könnte.“

„Antoinette!“ rief die Douairiere in flehentlichem Ton, mit gefalteten Händen vor dem jungen Mädchen fast nieder-kniend, — „erbarme dich meines armen Gottfried! Du allein kannst ihn retten! Alles kann noch gut werden! Er wird dein Mann, der Vormund der Kinder; Nooschen wird Holms Frau, Gottfried wird alles so anordnen und verteilen, daß ihr alle

euer rechtmäßiges Erbe bekommt. Niemand braucht zu ahnen, wie alles sich eigentlich verhält. Er bleibt hier, er kann in nützlicher Weise wirken; du, wie du so sehr in Charakter und in der Anschauungsweise mit ihm übereinstimmst, wirst seine Mitarbeiterin. Wie viel Gutes könnt ihr zusammen schaffen! Ihr werdet glücklich miteinander sein und weit mehr zu Stande bringen können, als wenn du im Kloster hinwelfst und er arm und verlassen sich in der Welt herumtreibt. — Komm, Antoinette, folge mir! Ich schließe mich ganz von allem aus; ich werde nie zu euch kommen, ich werde fortgehen, ich werde euch nicht durch meinen Anblick ärgern. Ich weiß, daß ich nicht würdig bin, unter so guten Menschen zu leben, aber rette meinen Sohn; laß ihn nicht fortgehen, sage ihm, daß du alles weißt und seine Frau werden willst. Er wird dir danken, dich segnen —“

Sie schwieg erschöpft; sie lag am Boden zu Füßen des Mädchens, das sie einst wie eine Untergebene behandelt, wie eine Schuldige aus ihrem Hause vertrieben hatte.

Antoinette war von tiefem Mitleid bewegt; sie wollte sie aufheben, aber die Witwe stieß sie zurück.

„Nein, nein, laß mich hier liegen. Ich werde mich vor dir erniedrigen, wenn du es verlangst. Vielleicht erbarmst du dich meines Kindes, wenn ich lange genug im Staube vor dir gelegen habe. — Antoinette, kann nichts dich bewegen, kann ich nichts sagen, nichts tun, was dich von deinem Vorhaben abbringt? Denke an deine liebe, gute Mutter! Würde sie es billigen, was du jetzt tust? Denn ich weiß es nur zu gut, du tust es allein aus Haß, um dich an mir zu rächen.“

„Nein, Frau van Wieringdaele!“ rief das Mädchen aus der Fülle ihres Herzens. „Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts lieber möchte, als Ihnen zu helfen, als Gottfried hier zurückhalten, aber was sie mir vorschlagen, ist unmöglich. Ich muß einem Rufe folgen, gleichwie er der Stimme gefolgt ist, die ihn zum katholischen Glauben führte. Dieser Stimme kann man nicht widerstehen, denn sie kommt von Gott; wir müssen ihr folgen, wenn sie in unserer Seele ertönt. Was ich zu tun vermag, werde ich tun, aber ich bin nicht allein; ich werde meinen Teil Gottfried überlassen, sobald ich ihn in

Händen habe. Gott hat mich gerufen, als ich arm war, und arm werde ich zu ihm kommen.“

„Gott, immer Gott! O daß ich mich wieder als besiegt erklären muß, und immer von ihm, den ich verlassen, verleugnet, zurückgestoßen habe!“

„Er ist gerecht, teuere Frau, aber er ist auch barmherzig. Weshalb nehmen Sie nicht zu ihm Ihre Zuflucht? Ein zerknirschetes und gebrochenes Herz hat er nie verschmäht!“

„Aber mein Herz läßt sich nicht brechen, nein, nie und nimmermehr! Jetzt wissen Sie alles, Fräulein van Wieringdaele; ich habe Ihnen alles bekannt, es war mein letzter Trumpf, nun habe ich das Spiel verloren. Tun Sie mit mir, was Sie wollen — Sie sind genug gerächt!“

Sie lag in einer Ecke des Sofas zusammengekauert. Wie eine alte, verlebte Frau sah sie aus; aller Lebensmut war von ihr gewichen, — aber noch wollte sie sich nicht besiegt erklären, noch wollte sie das stolze Haupt nicht beugen.

„Beruhigen Sie sich, Frau van Wieringdaele!“ tröstete sie Antoinette, — „Ihr Geheimnis ist bei mir gut geborgen, niemand wird je etwas davon erfahren, ich habe es gelobt. Es wird sein, als wenn dieses Gespräch nie zwischen uns stattgefunden hätte. Ich bin ganz unwissend!“

„Und nichts kann deinen Entschluß rückgängig machen?“

„Nein, mein Entschluß steht fest!“

„So gehen Sie, und das Schicksal ereile mich und mein armes Kind!“

Antoinette erhob sich und ging zur Thür; als sie sich umblickte, sah sie Frau van Wieringdaele, die ebenfalls aufgestanden war, bleich wie eine Tote, sich mit der Hand schwer auf einen Tisch stützend. Sie sah, daß es der Amerikanerin schwer wurde, sich aufrecht zu erhalten, und sie war von tiefem Mitleid ergriffen.

„Kann Ihnen denn nichts mehr Hoffnung oder Ruhe geben?“ fragte sie.

„Nein, nichts! Nur das eine Wort von Ihnen!“

„Das kann ich nicht aussprechen! Meine Eltern sind jetzt hoffentlich dort, wo irdische Güter keinen Wert mehr haben. In ihrem Namen biete ich Ihnen Verzeihung an.“

„Ich bedarf Ihrer Verzeihung nicht!“

„Wenn ich allein zu entscheiden hätte, würde ich Gottfrieds Opfer nicht annehmen. Ich wiederhole, was ich schon gesagt habe: was mir zukommt, mag es viel oder wenig sein, überlasse ich ihm. — Wollen Sie ihm dieses sagen?“

„Verlassen Sie mich, — ich kann Ihren Anblick nicht mehr ertragen.“

Antoinette verbeugte sich und ging.

Sobald die Amerikanerin allein war, verließen sie ihre Kräfte und bewußtlos sank sie zur Erde nieder.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Es war alles geordnet; Gottfried hatte sein Testament gemacht und schiffte sich nun nach Amerika ein. Niemand fand es sonderbar, daß er, nachdem er großjährig geworden, seine Heimat besuchen wollte.

Sein treuer Freund Arnold Holm begleitete ihn an Bord des Schiffes, das ihn über den Ozean tragen sollte.

Arnold hatte seinen Freund in letzter Zeit einigermaßen zerstreut und einsilbig gefunden. Gottfried gab ihm seine Verfügungen, als wenn er nie mehr von seiner Reise zurückzukehren gedächte, aber sein Geheimnis theilte er ihm nicht mit. Er hatte ihm eine Abschrift seines Testaments übergeben und einen versiegelten Brief, den er öffnen sollte, wenn er die Nachricht seines Todes erhalten würde.

„Nun, das kann noch eine Zeitlang dauern; du wirst ihn dir selbst wohl mit unverletzten Siegeln zurückerbitten“, suchte Arnold zu scherzen.

„Man kann nicht wissen, was geschieht“, entgegnete Gottfried ernst. „Derjenige ist weise, der nicht auf den morgigen Tag rechnet; das Meer zwischen hier und Amerika ist so tief.“

„Ich hoffe, daß du es nicht erfahren wirst“, gab der Doktor zurück. Aber sein Lächeln war erzwungen, unwillkürlich wurde er von den düsteren Ahnungen Gottfrieds mitergriffen.

Ehe Gottfried nach Rotterdam ging, besuchte er Antoinette, um Abschied von ihr zu nehmen.

„Meine Mutter hat mir alles erzählt, was zwischen ihr

und Ihnen vorgefallen ist“, sagte er; „ich darf Sie nicht in Ihrem Entschluß wankend zu machen versuchen. Aber eins muß ich Ihnen noch eingestehen. Als ich noch meinte, Gottfried van Wieringdaele zu sein und mich für reich und unabhängig hielt, da war es mein liebster Wunsch gewesen, alles mit Ihnen zu teilen. Glauben Sie mir das?“

Antoinette nickte und beide schwiegen eine Weile, dann sagte er mit einem Seufzer: „Gott hat es anders bestimmt; es wäre zu schön gewesen — sein Wille geschehe!“

„Wie hat Ihre Mutter den Abschied überstanden?“ fragte sie, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Ich habe keinen Abschied genommen; erst wenn ich fort bin, soll sie wissen, daß es für immer ist. Werden Sie meine Mutter nicht ganz verlassen, Antoinette? Werden Sie für sie sorgen, wenn Sie es tun können?“

„Ja, Gottfried, ich verspreche es Ihnen!“

„Sie hat mir auch gesagt, welch ein Geschenk Sie ihr gegeben haben; vorläufig nimmt sie es mit Dank an.“

„Nein, ich will es nicht zurück haben, ich gebe es Ihnen gern, ich brauche es nicht.“

„Sie dürfen Ihre Geschwister und Ihre Armen und Kranken nicht berauben. Wir haben Ihnen schon so großen Schaden zugefügt.“

Er stand auf und drückte ihr die Hand.

„Leben Sie wohl, Antoinette! Auf Wiedersehen — im Jenseits!“

„Wir werden einander im Gebet begegnen“, flüsterte sie, von Rührung übermannt.

„Ja, das ist ein Trost! O! wie tief elend würde ich mich fühlen, wenn ich nicht an einen Vater glaubte, der mich nicht verläßt, und an die Gemeinschaft, worin wir durch das Gebet mit unseren lebenden und verstorbenen Brüdern und Schwestern uns befinden. — Sie haben den besten Teil erwählt, Antoinette, beten Sie für mich zu Ihrem Bräutigam, dem einzigen, dem ich Ihren Besitz nicht neide, und nun nochmals: Auf Wiedersehen!“

Und er ging. — —

Frau van Wieringdaele hörte zuerst von Arnold Holm,

daß ihr Sohn nach Amerika abgereist war, und erhielt von ihm einen Brief, den Gottfried seinem Freunde übergeben hatte, als sie sich an Bord des Dampfers „Utrecht“ verabschiedet hatten.

Sie nahm die Nachricht ruhig entgegen und tat, als wenn es sich um eine Vergnügungsreise handelte.

Eine Woche darauf, als sie die Zeitung zur Hand nahm, las sie an erster Stelle den Bericht, daß der Dampfer „Utrecht“ nicht weit von der englischen Küste gestrandet und daß es der größeren Hälfte der Passagiere und der Mannschaften nicht gelungen war, sich zu retten. Unter den Toten hatte man auch die Leiche des Herrn van Wieringdaele erkannt.

Noch ehe die Bestätigung seines Todes eintraf, war seine Mutter irrsinnig geworden.

* * *

Die jungen Wieringdaeles kamen in den Besitz der Herrschaft Baartsicht und des großen Vermögens, das Gottfried hinterließ; seine Mutter schleppt noch immer ihre traurige Existenz in einer Irrenanstalt fort.

Stundenlang starrt sie geistesabwesend vor sich hin; bisweilen nur läßt sie die Namen Gottfried und Juan hören, als wenn sie ihren Sohn rufen wolle, und dann sagt sie wieder in ernstem Ton, während sie die Hand gen Himmel erhebt: „Du hast gesiegt, o Gott Miguels!“

E n d e.

Volkshücherei.

Preis der Nummer 20 h = 20 Pf. Einbanddecken 25 h = 25 Pf.

Vollständiges Verzeichniss.

	Nr.	Preis brosch.	geb.
Achleitner Artur, Der Lawinenpfarrer. Mit 9 Illustr.	1	—20	—90
— Der wilde Galthirt. Mit 6 Illustr.	5	—20	
— Der Radmeister von Vorderberg. Mit 7 Illustr.	11	—20	
Beatushöhle. Mit Titelbild und Einleitung	68/69	—40	
Blümcke Ludwig, Die Eühne des Fischers	159	—20	
Conscience Sch., Der Löwe von Flandern. Mit Titelbild	59/65	1 40	2 —
— Der Kefrut. Mit Bild des Dichters	70/71	—40	1 10
— Der Bahnwächter	72	—20	
Daudet Alphonse, Tartarin von Tarascon	176/177	—40	—90
Droste-Hülshoff Annette, Gedichte. Mit Bild der Dichterin	84	—20	—90
— Die Judenbuche. Erzählung	85	—20	
— Das geistliche Jahr	194/195	—40	—90
Dyherrn Gg., Auf der Schwaige. Hochlandsnovelle. Mit 9 Illustr.	86/87	—40	1 50
— Am Alpsee. Hochlandsnovelle. Mit Illustr.	90/91	—40	
— Stasi. Geschichte aus dem Hochland. Mit Illustr.	104	—20	
Ebersberg Jul., Geschichte eines alten Kommißmantels	35/36	—40	
Eichendorff Jof., Aus dem Leben eines Taugenichts. Mit Bild des Dichters	143/144	—40	1 10
— Schloß Dürande	145	—20	
Fleuriot Zenaïde, Eine unsichtbare Kette. Mit Titelbild	31/33	—60	1 10
Flir Alois, Bilder aus den Kriegszeitern Tirols	100/103	—80	1 30
Fridolin vom Freithal , Das Hochgericht im Birkachwald	3/4	—40	
Francisci Blütengärtlein	187/189	—60	1 10
Gerstäcker Friedr., Das sonderbare Duell	37	—20	1 10
— Verhängnisse	38/39	—40	
— Der Wilddieb. Mit Bild des Verfassers	105/106	—40	1 30
— Wahlhubers Reiseabenteuer. Humorist. Erzählung	107/108	—40	
Gorki Maxim, Novellen. Mit Bild des Verfassers	130/131	—40	—90
Gould S. B., Domitia	168/171	—80	1 30
Grillparzer Franz, Die Ahnfrau. Mit Titelbild	14/15	—40	1 30
— König Ottokars Glück und Ende. Mit Titelbild	16/17	—40	
— Weh dem, der lügt!	57	—20	—90
— Ein treuer Diener seines Herrn	58	—20	
Gandel-Mazzetti Eurica v., Novellen	165/167	—60	1 10
Herbed Josef, Weltferne Geschichten	163/164	—40	—90
Hirlanda. Mit Titelbild	67	—20	
Hoffmann E. T. A., Meister Martin und seine Gefellen	9	—20	1 10
Kleist Sch., Michael Kohlhaas. Mit Titelbild	20/21	—40	
Koerber Paul, Die Teufel — die Engel	30	—20	
Künstlergeschichten. Mit Bildern	98/99	—40	—90

		Preis	
		brosch.	geb.
Pagerlöf Selma , Unsichtbare Bande. Mit Bild der Verfasserin	Nr. 190/193	— 80	1 30
Pentner F. F. , Zwischen Lach und Inn. Novellen, Sagen und Schilderungen	123/124	— 40	— 90
Rudwig Otto , Zwischen Himmel und Erde. Mit Bild des Verfassers	92/95	— 80	1 80
— Aus dem Regen in die Traufe	96/97	— 40	
Melati von Java , Michael der Sänger	174/175	— 40	— 90
Mesner Jos. , Die Handwerksburschen	12/13	— 40	
Mörke Eduard , Mozart auf der Reise nach Prag. Mit Bild des Dichters	136/137	— 40	— 90
Mügge Th. , Der Bogt von Sylt	132/135	— 80	1 30
Ofonski W. , Arme Menschen. Drei Zeitbilder	133/139	— 40	— 90
Proschko Fr. J. , Erasmus Tattenbach. Mit 6 Vollb.	126/129	— 80	1 30
— Ein deutsches Schneiderlein. Mit Vollbildern	180/183	— 80	1 30
Reimmichel , Aus den Tiroler Bergen	49/50	— 40	— 90
Rosegger Peter , Steirische Geschichten	29	— 2)	
Schiller Friedr. , Wilhelm Tell. Mit Titelbild u. Karte	88/89	— 40	— 90
Schimpf und Ernst und aus dem Kollwagenbüchlein. Mit Bildern	34	— 20	
Schrott-Fiechtl Hans , Zwischen Joch und Ach'n. Tiroler Bergbauerngeschichten. Mit 18 Illustrationen	152/154	— 60	1 10
Schuppe M. , Laura Bassi. — Emanuel Astorga	51	— 20	
Sienkiewicz H. , Die Kreuzritter. Mit 6 Vollbildern	40/48	1 80	2 50
— Um's liebe Brot. Mit Bild des Verfassers	52/53	— 40	1 50
— Janio, der Musikant und andere Novellen	54	— 20	
— Der Leuchtturmwächter. — Silvan Moriz	55/56	— 40	
— Quo vadis? Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Mit 9 Vollbildern	73/81	1 80	2 50
Smolle Leo , Der letzte Graf von Cilli. Mit Vollbild.	160/162	— 60	1 10
Spindler C. , Nach Amerika!	2	— 20	Nr. 3/4 1 50
— Ritter und Bürger. — Ein echter Edelmann	6	— 20	
— Der Hatzberg	10	— 20	
Stifter Adalbert , Der Hochwald. — Das Heidedorf	7/8	— 40	1 30
— Feldblumen	18/19	— 40	
— Die Narrenburg. Mit Bild des Dichters	146/147	— 40	1 70
— Die Mappe meines Urgroßvaters	143/151	— 80	
Tolstoi Leo , Die Kosaken. Mit Bild des Verfassers	140/142	— 60	1 10
— Russische Volkserzählungen und Legenden. Mit Bild des Verfassers	184/186	— 60	1 10
Trucha Ant. de , Basilsche Volkserzählungen	125	— 20	
Vollsbücher , Deutsche. (Schwab.) I. Doktor Faustus	82/83	— 40	— 90
— — II. Die Heimonster	155/156	— 40	— 90
Wallace Lewis , Ben Hur. Erzählung aus der Zeit Christi. Mit Bild des Verf. und 12 Vollbildern	113/122	2 —	2 70
Widmayer Barth. , Bunte Geschichten	66	— 20	
Wiesing Hans , Aneas vom Palental. Mit 6 Bildern	109/112	— 80	1 30
Wiseman Mik. Kard. , Fabiola oder Die Kirche der Katakomben. Mit 10 Bildern	22/28	1 40	2 —
Zeiler J. N. , Lose Blätter	157/158	— 40	— 90

Neue illustrierte Jugendbücherei.

Erscheinungsweise, Preise und Bezugsbedingungen:

Monatlich wird eine Nummer der

Jugendbücherei

im Umfange von nicht unter 3 Bogen erscheinen. Der Preis ist derart festgesetzt, daß je 3 Bogen eine Nummer zum Preise von 30 h = 25 Pf. bilden. Daneben wird jedes Bändchen auch in Leinwand gebunden als Baudausgabe erhältlich sein.

Zunächst erscheinen:

Nr. 1/2. **In harter Schule.** Erzählungen von E. Gerhard. Mit 4 Vollbildern. Preis 60 h = 50 Pf.

Nr. 3/5. **Immergrün.** Erzählungen von E. Arand. Mit 4 Vollbildern. Preis 90 h = 75 Pf.

Nr. 6/7. **Die Kuenringe.** Geschichtliche Erzählung aus der Zeit des letzten Babenbergers. Von Franz Hutschak. Mit 4 Vollbildern. Preis 60 h = 50 Pf.

Nr. 8. **Der Krautschneider von Montafon.** Ein Lebensbild, für die Jugend gezeichnet von Silesia. Mit 2 Vollbildern. Preis 30 h = 25 Pf.

Nr. 9. **Das Sommwendfest** und andere Märchen von F. Gebhard. Mit 2 Vollbildern. Preis 30 h = 25 Pf.

Verlagsbuchhandlung „Styria“, Graz und Wien I.

Illustrierte Geschichtsbibliothek für jung und alt.

Bereits erschienen sind:

Prinz Eugen von Savoyen, der Begründer der Großmachstellung Österreich-Ungarns. Ein Lebens- und Zeitbild von Dr. Leo Smolle. Mit 23 Illust. Brosch. K 1.— = M. —90, eleg. geb. K 1'60 = M. 1'40.

Karl der Große. Von Dr. Peter Maacherl. Mit 18 Illust. Brosch. K —80 = M. —70, eleg. geb. K 1'40 = M. 1'20.

Napoleon I. Von Dr. Leo Smolle. Mit 43 Illust. Brosch. K 1'40 = M. 1'20, eleg. geb. K 2'10 = M. 1'80.

Peter der Große und seine Zeit. Von F. Brentano. Mit 14 Illust. Brosch. K 1'20 = M. 1.—, eleg. geb. K 1'80 = M. 1'50.

Feldmarschall Graf Radetzky. Nach den Quellen bearbeitet von Joh. Krainz (Hans v. d. Saun). Mit 24 Illust. Brosch. K 1'20 = M. 1.—, eleg. geb. K 1'80 = M. 1'50.

Erzherzog Karl. Von Prof. Dr. Karl Fuchs. Mit 15 Illust. Brosch. K 1'20 = M. 1.—, eleg. geb. K 1'80 = M. 1'50.

Die Sammlung wird fortgesetzt. — Reihenfolge und Erscheinung sind zwanglos. — Sämtliche Bändchen werden möglichst reich illustriert. — Jedes Bändchen ist einzeln käuflich.

Urteile:

„Jeder Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes und gibt ein klares Bild von der betreffenden Zeit. Die zahlreichen Illustrationen erhöhen das Interesse. In Jugend- und Volksbibliotheken sollten diese Bücher nicht fehlen!“
Wien. St. Norbertusblatt, 18. Jahrg., Nr. 25, vom 7. Dez. 1906.

„Wir können die mit Geschick ausgewählten, gut illustrierten und dabei wohlfeilen Geschichtsbücher weiteren Leserkreisen, insbesondere Volksbibliotheken, angelegentlich empfehlen.“
Leipzig. Lit. Zentralblatt Nr. 43 vom 20. Okt. 1906.

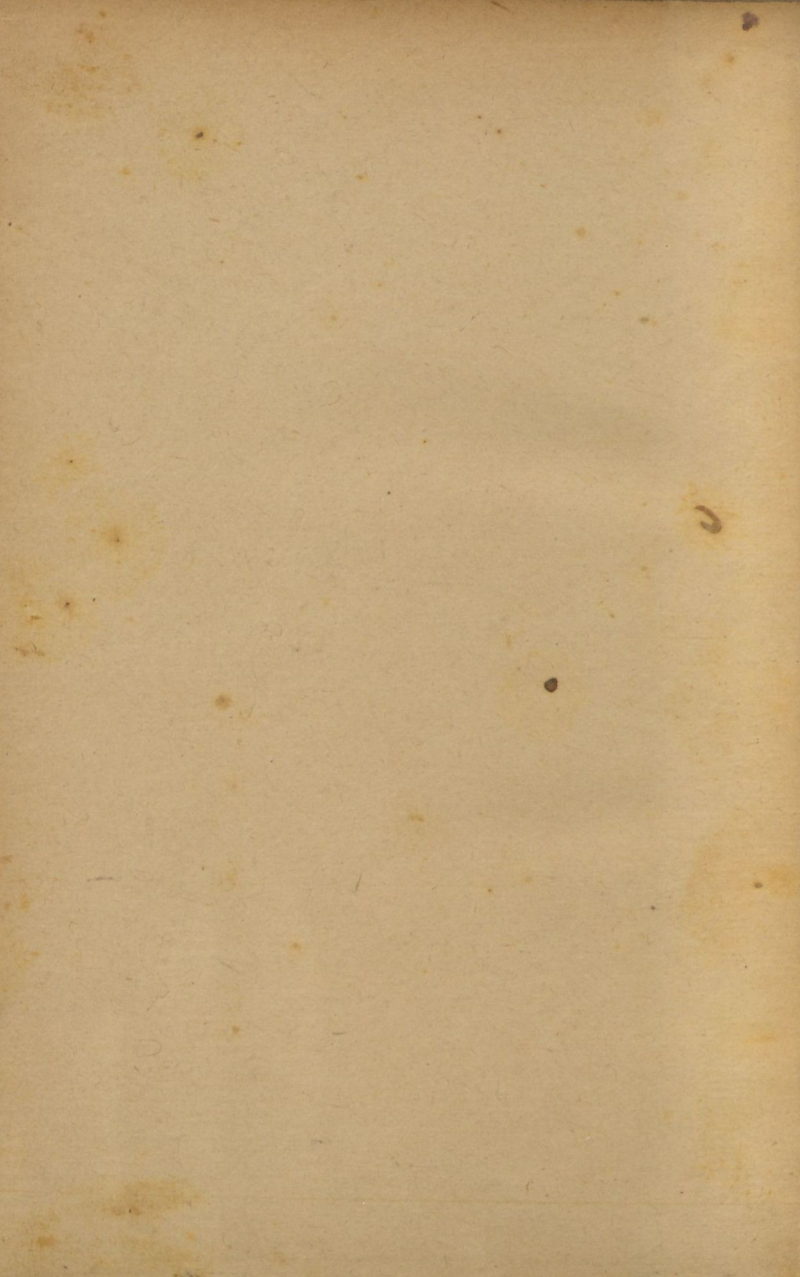
„Der Geschichtsbibliothek der ‚Styria‘ ist der beste Erfolg zu wünschen. Geschichtliche Darstellungen für ‚Volk und Jugend‘ halten wir für ein hochverdienstliches, aber nichts weniger als leichtes Unternehmen. Gebiegenheit des Inhalts, fesselnde Darstellung und reiche Illustrierung müssen sich da vereinigen.“
Limburg a. d. Lahn. Kath. Welt, 5. Heft, Februar 1907.

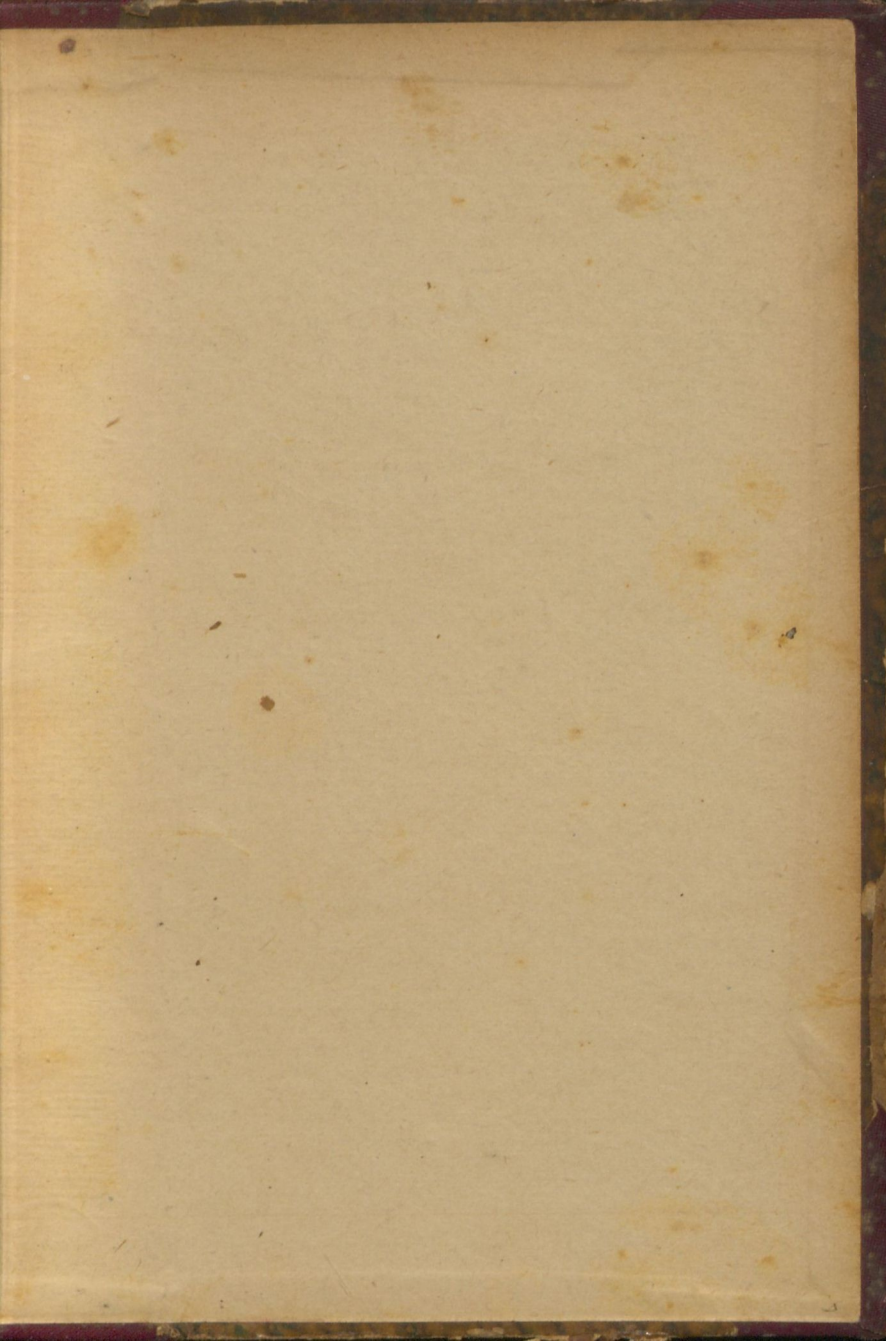
„... Sie bieten dem Leser gesunde, kräftige Kost, die angenehm absteht von dem magenverderbenden Lesefutter einer gewissen Richtung.“
Speyer. Kath. Schulblatt, 15. Jahrg., Nr. 46 vom 17. Nov. 1906.

„Der bei aller Gebiegenheit billige Preis ermöglicht auch Minderbemittelten die Anschaffung der Sammlung, ihre sittlich tadellose Darstellung macht sie auch für die Jugend geeignet und bietet dieser entschieden gesündere Lektüre als die aufregenden Indianergeschichten.“
Regensburg. Deutscher Hauschat, Dezember 1906.

„... Namentlich der studierenden Jugend ist hier ein treffliches Hilfsmittel geboten, um ihre geschichtlichen Kenntnisse fast mühelos zu erweitern und zu vervollkommen.“
Donauwörth. Stern der Jugend, 13. Jahrg., Heft 50, Dez. 1906.

Verlagsbuchhandlung „Styria“, Graz und Wien I.







www.books2ebooks.eu